DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 99

DM 1.50

Österr. S 12, Schweiz Fr. 1.70
Italien L 750, Spanien Pts 65
Printed in Germany

Die Seelenfresser von Lemuria



Nr. 99

Die Seelenfresser von Lemuria

(Der zwölfte Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark, der Herr von Marlos, hat ein Vermächtnis übernommen. Er ist gewillt, die dreizehntödlichen Wege in das Grauen zu gehen, in der Hoffnung, beim dreizehnten und letzten die große Entscheidung zugunsten der Menschheit herbeizuführen.

Schwerste Gefahren hat er schon hinter sich gebracht und insgesamt zwölf Aufgaben erfolgreich gelöst. Dabei machte er die Erfahrung, daß man inzwischen auf der anderen Seite auch genau weiß, welchen Weg er eingeschlagen hat. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen sind Rha-Ta-N'my und ihren Schergen seine Aktivitäten nicht verborgen geblieben.

Die massive Wand der Feindseligkeit, der er seit kurzem gegenübersteht, macht er auch dafür verantwortlich, daß die Anzahl der in der Geister-Höhle aufbewahrten Manja-Augen nicht mehr stimmt. Vier Exemplare müßten noch vorhanden sein, aber plötzlich entdeckt auch er, daß es nur noch drei sind! Eins verflüchtigt sich auf unerklärliche, rätselhafte Weise immer mehr.

Und eine dumpfe Ahnung, daß dies alles mit dem dreizehnten und letzten Weg in die Dimension des Grauens und Wahnsinne zusammenhängt, erfüllt ihn…

Der Mann hielt den Atem an und lauschte in die Nacht. Alles blieb ruhig – bis auf die Atemzüge der anderen, die mit ihm diesen dunklen, dumpf riechenden Raum teilten. Bill Jeffers hatte das Gefühl, aus einem langen, unangenehmen Traum zu erwachen.

Der dreiundvierzigjährige Makler aus New York konnte sich nur schwer beherrschen. Er war aufgeregt, nervös, verändert – und stand nicht mehr unter dem Bann jener geheimnisvollen Kraft, die ihn wie ein zerstörerisches Gift erfüllt hatte. Der Wunsch, wieder völlig frei zu sein und dorthin zurückzukehren, von wo er gekommen war, wurde unerträglich in ihm und verlangte nach Erfüllung.

Jeffers erhob sich vorsichtig und vermied jedes Geräusch.

Die Luft war stickig wie in einem Treibhaus…

Geduckt tat er den ersten Schritt und paßte auf, daß er nicht gegen die anderen stieß, die auf dem warmen Sandboden lagen und schliefen. So wie innen, war es auch ihm ergangen. Sie wußten nichts mehr von sich und waren nur noch Marionetten.

Vielleicht konnte er ihnen helfen, wenn ihm die Rückkehr gelang. In New York hatte alles begonnen, er wußte es noch genau. Seltsam war nur, daß er die ganze Zeit über nichts hatte unternehmen können. Es irritierte ihn, aber er vergaß es dann wieder. Nur noch der Gedanke an Flucht erfüllte ihn.

Die dunklen Körper auf dem Boden rührten sich nicht, auch dann nicht, als er unversehens einen anstieß. Die Männer, die mit ihm dieses groteske Schicksal teilten, schliefen wie die Murmeltiere.

Der Mann, dem er gegen die Hüften trat, gab im Schlaf ein verhaltenes Murmeln von sich. Das war Richard Patrick, der Verleger der ›Amazing Tales‹, einer Zeitschrift, die sich mit den Grenzgebieten der Wissenschaft befaßte.

Bill Jeffers erreichte den Ausgang. Er bestand aus einem grobgewebten Tuch, das ein mannshohes Loch in der Wand verbarg.

Keiner der dreizehn auf dem Boden liegenden Männer – alles angesehene, einflußreiche Bürger New Yorks – war gefesselt oder wurde mit Gewalt daran gehindert, das merkwürdige Gefängnis zu verlassen. Und doch stand keiner auf, um einfach davonzugehen.

Ihm, Jeffers, war dies möglich. Er wußte selbst nicht, wieso… Wahrscheinlich war etwas falsch gelaufen, so daß er nicht mehr dem Einfluß des ›Todeszeichens‹ unterlag…

Die Chance, zu entkommen, wollte er nutzen. Vorausgesetzt, daß er jenen Punkt fand, an dem der Übergang in den fremden Bereich erfolgt war.

Auf der anderen Seite des groben, schmutzigen Tuches begann eine andere Welt.

Sie war düster und unheimlich.

Der Boden unter seinen Füßen war rauh und holprig. Nicht weit

von dem Verlies entfernt, das zwischen grotesk geformten Felsen stand, erhob sich ein mächtiger Bergkegel, ein Vulkan. Die abgeflachte Spitze glühte bedrohlich unter dem blauschwarzen, beängstigend aussehenden Himmel, der so dicht und massiv wirkte, daß Jeffers unwillkürlich der Gedanke kam, die Sonne würde hier niemals scheinen… Eine solche Wolkendecke konnte kein Sonnenstrahl durchdringen. Ob es hier überhaupt eine Sonne gab, das war eine weitere Frage. Jeffers wußte sehr wohl, wo er sich befand. Seit das Todeszeichen des Vontox auf ihn eingewirkt hatte, schien er über zwei Erinnerungsebenen zu verfügen.

Die holprige Ebene vor ihm vermittelte ihm das Gefühl der Einsamkeit und des Grauens.

Auf dem harten, steinigen Boden wuchsen bizarr geformte, baumähnliche Pflanzen. Sie standen weit auseinander, und ihre Körper sahen in der Dunkelheit aus wie bizarre Menschen, die von einem bösen Magier in Bäume verzaubert worden waren.

Jeffers erinnerte sich daran, daß sie die Ebene entlanggekommen und zwischen den weit verstreut wachsenden Bäumen gegangen waren.

Er mußte den gleichen Weg zurückgehen, um den Punkt zu erreichen, in dem die Energiestrahlen der Welten sich trafen.

Der poröse Boden knirschte unter seinen Schritten.

Jeffers begann schneller zu laufen.

Die kahlen Äste der massiven, gedrungen wirkenden Baumstämme ragten seitlich weg, das ›Kopfende‹ der Stämme war kantig und sah aus wie grob behauener Stein.

Die Bäume wirkten unheimlich. Die dunklen Scharten und Nischen in den kantigen Köpfen sahen aus wie verkümmerte Sinnesorgane.

Jeffers bemühte sich, die seltsamen Bäume, die wie erstarrte Gestalten aussahen, nicht anzusehen.

Er blickte stur geradeaus und konzentrierte sich auf die düstere Ferne. Am Himmel war ein stumpfes, rötliches Glühen wahrnehmbar, direkt über dem Vulkankrater.

Hier, außerhalb der primitiven Hütte, lag ein Seufzen und Wimmern in der Luft, das man nur wahrnahm, wenn man genau hinhörte. Woher es kam, wußte Bill Jeffers nicht.

Da fühlte er die Berührung.

Er gab unwillkürlich einen leisen Schrei von sich, obwohl er sich vorgenommen hatte, auf dem Weg zu der rätselhaften Stelle jenseits der Ebene so still wie möglich zu sein, konnte er diese Reaktion nicht unterdrücken.

Sein Kopf flog herum.

Jeffers schienen die Augen aus den Höhlen zu treten.

Er sah, daß er einem Baum zu nahe gekommen war. Ein knorriger

Ast, am untersten Ende fast geformt wie eine Klauenhand, griff nach ihm!

Der Stoff seines Hemdes zerriß, und wie eine Zange bohrten sich die harten Äste in sein Fleisch.

Grauen schnürte Bill Jeffers die Kehle zu.

Er kam auch nicht mehr zum Schreien.

Plötzlich umschlangen ihn wie blitzschnell sich windende Reptile zwei, drei weitere knorrige Astarme.

Vor Jeffers' begann die dunkle Luft zu flimmern.

Er fühlte im gleichen Moment eine ungewöhnliche, nie gekannte Schwäche. Alles wurde so leicht, er glaubte zu schweben, und er hatte das Gefühl, daß etwas aus ihm strömte – aus allen Poren seines Körpers gleichzeitig.

Sein Leben!

Er erhielt einen Stoß in den Rücken, den er kaum noch wahrnahm, taumelte nach vorn und drehte sich dabei fallend halb auf die Seite.

Wie helle Nebelschwaden hing es an ihm. Die schmalen, sich langsam auflockernden Streifen verbanden ihn noch mit dem unheimlichen Baumriesen.

Jeffers sah in dieser Sekunde des Sterbens, da sich etwas aus seinem Körper löste, noch mehr.

Er sah sich selbst – aber in einer anderen, seltsamen hellen, körperlosen Substanz. Es schien, als klebe ein Schemen seines Körpers an dem Baum. Das war sein Leib, seine Bewegung – aber sie vollzog sich nicht parallel zu den Bewegungen, die er machte. Das schimmernde, nebelartige Abbild, dreidimensional wie er, entwickelte eigenständige Bewegungen, eigenständiges Leben.

Bill Jeffers' Mund war weit zum Schrei geöffnet, doch kein Laut kam mehr über seine Lippen.

Die letzten hellen Nebelstreifen, die ihn noch mit diesem ihm gleichenden Geistwesen verbanden, zerrissen lautlos wie hauchdünne Fäden.

Und des Rest seines Lebens erlosch…

Der Mann stürzte zu Boden und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf den unheimlichen grotesken Baum, ohne ihn noch wahrzunehmen.

Jenes helle Ebenbild sah er auch nicht mehr. Es verschwand wie eine Substanz, die mit jedem noch so feinsten Molekül von dem Mordbaum aufgesaugt wurde…

*

Der ungeheuerliche, erschreckende Vorgang war nicht unbeobachtet geblieben…

Rechts neben der primitiven Hütte mit der Vorhangtür bewegte sich eine helle Gestalt.

Ein Junge trat hervor. Er hatte blauschwarzes Haar und braune Haut.

Das Gesicht war starr und unbeweglich wie eine Maske.

Er verließ den finsteren Stollen, der hinter ihm tief in das Bergmassiv ragte und näherte sich dem Toten.

»Narr«, sagte er dann mit kalter Stimme, ohne auf den grotesk geformten Baum zu achten, der sich mit schwerfälligen Schritten durch die Ebene bewegte und den Tatort verließ. »Hast du wirklich geglaubt, Jeffers, daß du mir entkommen kannst? Das Ganze ist ein Spiel, das sich schlußendlich gewinnen werde. Denn ich bin Vontox, der Herrscher von Lemuria… Nichts und niemand ist stärker als ich. Nur wer gehorcht und mir Untertan ist, wird leben. Alle anderen haben ihr Recht auf Leben verwirkt. Vontox ist zurückgekehrt, und er wird seine Macht hier und in deiner Welt unter Beweis stellen…«

In den schwarzen Augen glitzerte es wie Eiskristalle.

Hätte es jetzt einen geheimen Beobachter der Szene gegeben, er wäre entsetzt über diese Worte und das Verhalten des Jungen gewesen. Er zählte, legte man irdische Maßstäbe zugrunde, höchstens zwölf oder dreizehn Jahre. Er wirkte wie ein Menschenjunge. Das war er auch, jedoch nur bedingt.

Dieser Junge hieß Sarash und hatte lange Zeit bei einem indischen Guru gelebt. Daß es sich in Wirklichkeit um Vontox, einen bösen Magier aus der Vergangenheit des Urkontinents Lemuria handelte, das hatte niemand geahnt. Sarashs herzensguter Adoptivvater Shoam hatte sein keimendes Wissen zuallererst mit dem Tod bezahlen müssen.

Vontox hatte große Pläne. Und die konnte er nur verwirklichen, wenn es ihm gelang, die Seelenfresser auf seine Seite zu ziehen.

Dies war der Grund weshalb er in einer Nacht vierzehn angesehene New Yorker Bürger unter seinen Bann brachte und sie mit dem Todeszeichen des Vontox impfte!

Dieses Todeszeichen erschien jetzt wieder. Das aufgeknöpfte Hemd wirkte in Brusthöhe plötzlich wie von einem fahlen Lichtschein getroffen.

Doch der Schein kam aus dem Körper des Jungen!

Auf der Brust erschien das große und mächtige Zeichen. Es hatte Form und Gestalt eines Schildkrötenpanzers. Von der Seite her liefen Linien zusammen, trafen sich genau in der Mitte des Gebildes und formten einen dicken Punkt.

Etwas Geheimnisvolles und Zwingendes ging von dem leuchtenden Zeichen auf seiner Brust aus. Es war die Macht einer bösartigen Magie, die sein Lebenselement war.

Sarash stand so vor dem Toten, daß das fahle Leuchten das

kreideweiße Gesicht traf.

»Steh' auf«, sagte Sarash-Vontox mit dumpfer Stimme. »Ich befehle dir, dich zu erheben. Ich bin der Herr über Leben und Tod auf Lemuria, ich bewirke die Kraft, die Lemuria in dieser Region festhält, damit der Kontinent nicht wieder an jener Stelle auftaucht, woher er einst kam und wohin er gehört. Weil Lemuria nicht mehr an seinem Ursprungsort ist, haben die Mächte, die ich vertrete; die größte Chance, den Sieg davonzutragen. Und da es mein Sieg sein wird, werde auch ich es sein, der Bedingungen diktiert, die sich kein anderer herausnehmen kann. Du bist eine Marionette, die mir dazu verhilft, meine Position auszubauen. Ich befehle dir, dich zu erheben. Und dann wirst du dorthin gelangen, wohin es dich zog – wohin ich dir den Wunsch dafür ins Herz senkte…«

Etwas Unheimliches ging vor. Der tote Jeffers richtete sich steif und roboterhaft auf und kam auf die Beine zu stehen!

Seine Augen war erloschen. In ihnen gab es kein Leben. Es gab auch kein wirkliches Leben mehr in Bill Jeffers. Dennoch konnte er sich bewegen und Befehle entgegennehmen…

»Kehr' zurück in deine Heimat und tu', was ich von dir erwarte«, forderte Vontox – verborgen im Körper des Knaben – den Untoten auf.

*

Die Geister-Höhle war sein Refugium.

Dorthin zog er sich zurück, wenn er nach gefahrvollen Abenteuern wieder auf der unsichtbaren Insel Marlos weilte. In der Geister-Höhle faßte er einsame und große Entschlüsse, meditierte und las im >Buch der Gesetzes um sich für die Aufgaben, die noch auf ihn warteten, gut vorzubereiten. In der Geister-Höhle bewahrte er seine Trophäen auf, die er im Kampf gegen die Dämonen erbeutet hatte und einsetzte, und dort war auch der Ort, wo die versiegelten Botschaften seines verstorbenen Freundes Ak Nafuur lagen.

Von den dreizehn großen Umschlägen waren inzwischen elf geöffnet. Noch zwei Botschaften harrten der Enthüllung. Björn Hellmark, der Herr von Marlos, hatte sich auf ein großer Abenteuer eingelassen, als er sich entschloß, die dreizehn Wege in die Dimension des Grauens und des Wahnsinns einzuschlagen.

Die auf Marlos wohnenden Freunde waren von der Aufregung, die die Wege in das Grauen der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my mitbrachten, angesteckt.

Erwartungsvoll blickten Rani, Danielle, Arson und Carminia auf, als der blonde, von der Sonne gebräunte Mann die Höhle verließ.

Rani und die Französin waren damit beschäftigt, Fische zum Trocknen am Strand auszulegen, Arson, der Mann mit der Silberhaut

war Carminia Brado behilflich, ein Netz zu flicken. Eine Steinwurfweite von ihnen entfernt waren zwei weitere Personen nicht minder fleißig. Ein dunkelgelockter Junge und ein weiterer, der nur wenig Ähnlichkeit mit einem Menschen hatte, arbeiteten daran, ein Boot mit frischem Anstrich zu versehen.

Der Junge mit dem schwarzen Haar war Pepe, der andere mit dem kahlen Kopf und dem hornartigen Kamm darauf, der bis in den Nacken wuchs, hieß Jim. Er war ein Mischwesen aus Mensch und dämonischem Guuf. Die Guuf, die sogenannten ›Kugelköpfe‹, waren enge Hilfskräfte der Dämonengöttin und hatten eine große Rolle bei der Zerstörung der Zivilisation und der Völker gespielt, die auf der legendären Insel der Vergangenheit, Xantilon, bestanden. Eine Menschenfrau war in dieser Vergangenheit Xantilons geschleudert worden und dort in die Hände eines Guuf geraten. Als es ihr endlich gelang, zur Erde und die Gegenwart zurückzukehren, mußte sie feststellen, daß sie schwanger war. Sie brachte an einem geheimen Ort ein Kind zur Welt, das weder Mensch noch Guuf war. Jim sah aus wie ein Guuf, hatte aber das Herz auf dem rechten Fleck und konnte keiner Fliege etwas zuleide tun. Dennoch fürchtete man ihn. In der Öffentlichkeit ließ Jim sich aus zwei Gründen nicht blicken. Die Menschen verfolgten ihn wegen seines Aussehens, weil sie glaubten, er sei ein Dämon. Schergen der Finsternis stellten ihm nach, weil sie ihn töten wollten. Sie fürchteten, daß er von einem bestimmten Zeitpunkt seiner Entwicklung an sich an Dinge entsann, die der Existenz der Guuf und der Geheimnisse, die sie von einer anderen Welt mitbrachten, abträglich waren.

Björn Hellmark hatte Jims Dilemma erkannt, ihn mit nach Marlos genommen und ihm dort eine neue Heimat gegeben.

Alle, die den Herrn von Marlos aus der Geister-Höhle kommen sahen, hielten inne mit der Arbeit. Sie wußten, daß wieder ein entscheidender Moment gekommen war.

Rani Mahay, der Inder mit der prachtvollen Glatze und Schultern so breit wie ein Kleiderschrank, richtete sich als erster auf.

Er blickte dem Freund entgegen.

»Ich nehme an, du hast uns etwas mitzuteilen«, sprach er Björn Hellmark an, noch ehe dieser etwas sagte.

Auf Hellmarks Lippen stahl sich ein flüchtiges Lächeln. »Du entwickelst dich zum Hellseher, alter Freund… ich hoffe nur, daß wir hier auf Marlos nicht noch anfangen alle zu Telepathen zu werden. Es reicht schon, daß jeder nach Belieben durch die Gabe der Teleportation jeden beliebigen Punkt der Erde erreichen kann, ohne sich erst ein Taxi zu bestellen…«

»Das müßte dann wohl ein Amphibienfahrzeug sein«, entgegnete der Inder. »Oder ein fliegendes Taxi. Marlos ist rund wie ein Kuchen

und der liegt mitten im Pazifischen Ozean. Ohne unsere Gabe, die wir hier auf der Insel durch eine auf uns alle wirkende Kraft erworben haben, wären wir schlecht dran.«

»Stimmt nicht!« widersprach Björn. »Du vergißt, daß ich euch stets jeden Wunsch von den Augen abgelesen habe. Wer immer wohin wollte, brauchte es nur zu sagen. Mit Macabros machte das keine Schwierigkeit…« Hellmark verfügte als einziger über die besondere Gabe der Körperverdoppelung. Er konnte mit Hilfe seines Zweitkörpers an zwei Orten gleichzeitig sein und jeden mitnehmen, der das wollte.

»Aber du hast schon recht«, fuhr er dann unvermittelt fort und legte Mahay die Hand auf die Schulter. »Es geht nichts über die Freiheit, die eigene Freiheit… und nicht um die, die uns durch andere ermöglicht wird…«

»Was steht im zwölften Umschlag?« Carminia Brado drängte sich an ihn. »Ist die Botschaft ausführbar?«

»Ich hoffe es. – Ak Nafuur deutete bereits in seiner elften Botschaft an, daß es eine Neuauflage der Reise nach Lemuria geben wird. Und genau die steht uns jetzt bevor…«

Die Miene der schönen Brasilianerin verfinsterte sich. Mit Grauen dachte Carminia an das Abenteuer in Lemuria. Dorthin hatte Björn den blauen Totenschädel des Guuf-Priestermagiers bringen müssen. Bei dieser Gelegenheit waren seine Begleiter – unter ihnen auch sie – von Klaschuk angegriffen worden. Klaschuk war ein Super-Monster gewesen, wie sie noch keinem begegnet waren. Ihren gemeinsamen Anstrengungen war es schließlich gelungen, es zu vernichten.

Die Erkenntnisse, die Björn seinerzeit aus Lemuria mitbrachte, waren nur Stückwerk. Ak Nafuur, der die dreizehn Wege in das Reich Rha-Ta-N’mys ausgewählt hatte, war sehr geschickt und aufmerksam zu Werke gegangen, konnte aber die letzten Entscheidungen und tödlichen, überall lauernden Gefahren für seinen Freund nicht ausschalten.

Ak Nafuur hatte ihn wissen lassen, daß eine Rückkehr nach Lemuria unvermeidlich sein würde. Er wollte einen günstigeren Zeitpunkt abwarten und hatte diesen günstigen Zeitpunkt auf den zwölften Weg verlegt.

»Meine neue Aufgabe besteht darin, den ›Verlorenen Thron‹ zu finden«, wandte Hellmark sich an die Freunde.

»Verlorener Thron?« fragte Carminia Brado. »Was ist das? Ich habe nie davon gehört…«

»Auch ich habe zum erstenmal davon vernommen. Ich weiß nur, was Ak Nafuur über ihn sagen konnte. Der Thron ist eine Art Heiligtum, zu dem alle Herrscher, die jemals ein Land auf dem Urkontinent Lemuria regierten, pilgerten, um Glück, Frieden und

Wohlstand für ihre Völker von den Göttern zu erflehen. Den Thron soll ein ›Gott‹ in Lemuria zurückgelassen haben. Er gehörte allen und niemand…

Am Thron wurde manipuliert – und es heißt, daß Rha-Ta-N'my persönlich in stürmischer Nacht einst nach Lemuria gekommen sein soll, um den Thron durch ihre Berührung zu verändern. Von dieser dämonischen Kraft hat Vontox etwas abbekommen, und in jener Nacht verschwand Lemuria von der Erde und wurde in eine andere Dimension versetzt. Schon hier begann für die Erde, wie wir sie heute kennen, die problematische Zeit. Seit damals besteht ein Ungleichgewicht, das nie wieder ausgemerzt wurde. Dieses Ungleichgewicht bewirkt, daß das Böse mächtiger wird und die Kräfte des Guten gehemmt werden. Immer klarer wird mir auch der Ausspruch des Drachenkönigs Chomool. Er hat zu mir gesagt, daß ›Xanoeen erst dann wieder eine Chance hat, wenn Lemuria dorthin zurückgekehrt ist, wo es einst lag‹… Lemuria, der Urkontinent, auf dem alles Leben als Gedanke, Geist und Leidenschaft begann, ist der Schlüssel zum Leben für die Menschen der Gegenwart. Wichtiger noch als Marlos, als Xantilon, als Atlantis – dies alles sind nur Ableger jenes Kontinents, der wie eine Legende war und auf dem doch die Wirklichkeit existierte. Noch einmal erwähnt Ak Nafuur auch jenen rätselhaften Vontox, von dem uns offenbar auch Richard Patrick etwas mitteilen wollte. Denn das Zeichen des Vontox ist gleichzeitig auch das Zeichen wieder für uns, die wir noch mal Lemuria aufsuchen werden. Vontox sieht Lemuria als sein Privateigentum an. Er will die letzten Bastionen jener Völker, die noch existieren, ebenfalls stürmen und seinem Herrschaftsbereich angliedern. Mit Magie allein geht das nicht – auch andere Kräfte wirken auf dem Urkontinent. Dort leben die Seelenfresser…«

»Was ist denn das schon wieder?« fragte Rani Mahay verwundert. »Ich hab' immer gedacht, ich kenn' schon alles…«

»In der Welt des Bösen und der Dämonen«, entgegnete Björn, »wird man ständig mit neuen Überraschungen und Gefahren konfrontiert. Dabei steht nicht mal fest, ob die Seelenfresser dämonischen Ursprungs sind oder eines natürlichen. Eine Lebensform, die sich das Böse zunutze gemacht hat – oder von Grund auf böse ist. Die Aufgabe, die uns erwartet, besteht praktisch aus drei Teilen…« Björn unterbrach sich und blickte in die Runde. Alle waren inzwischen herangekommen und umringten ihn. Sogar Whiss, das Faktotum aus der Welt des Mikrokosmos, hatte seinen Regenerationsschlaf hinter sich gebracht und ließ es sich nicht nehmen, seinen obligaten Platz auf der Schulter seines großen Freundes Rani einzunehmen. Lässig lehnte der kleine Kobold mit seinem Menschen-Vogel-Schildkrötengesicht neben Ranis rechtem Ohr, hatte ein Bein

eingezogen und den Kopf mit den elf dunklen Noppen ein wenig zur Seite geneigt. Mit den Noppen hatte es seine besondere Bewandtnis. Sie waren sensitive Fühler, mit denen Whiss erstaunliche parapsychische Aktionen steuerte.

Auch Pepe und Jim waren nähergekommen. Mitten auf Jims Kopf – in einem Zacken seines Kammes – bewegte sich ein kleines Etwas, das eine frappierende Ähnlichkeit mit Whiss aufwies. Das war Whiss' Nachwuchs. Im Gegensatz zu ihm, der groß wie ein Rabe war, maß der kleine Blobb-Blobb höchstens drei Zentimeter, war stets verspielt und quicklebendig. Seitdem er auf der Insel lebte, war noch mehr Unruhe und Hektik eingekehrt. Blobb-Blobb war schnell wie der Blitz, überaus neugierig und zu jedem Streich aufgelegt. Er fürchtete nichts und niemand.

Zwischen ihm und Jim, dem Guuf, schien sich eine ähnliche Freundschaft anzubahnen wie zwischen Rani Mahay und Whiss. Jim hielt sich fast ständig auf der Insel auf, gab sich am meisten mit ihm ab, und der Winzling honorierte dies durch seine Anhänglichkeit. Björn war froh darüber. Um so besser fand Jim aus der Isolation heraus.

»Erstens«, fuhr Björn nachdenklich fort, »ist es unerläßlich, den Verlorenen Thron< in Lemuria aufzuspüren, zweitens die Seelenfresser zu finden und festzustellen, was für einen Auftrag sie erfüllen, und drittens muß ich verhindern, daß mir Vontox in die Quere kommt…«

»Ein bißchen viel für einen Mann, findest du nicht auch?« warf Mahay ein.

»Ich werde nicht drum herum kommen, mir ein paar Helfer mitzunehmen.«

»Wir kommen alle mit«, warf Pepe einfach ein. Der schwarzhaarige Junge griff nach seiner Hand. »Wir lassen dich nicht im Stich.«

Hellmark lächelte und fuhr ihm über den Kopf. »Der zwölfte Weg in die Dimension des Grauens, Pepe, ist keine Reise ins Vergnügen. Wir werden Gefahren begegnen, die wir oft nicht rechtzeitig kalkulieren können…«

»Um so eher kann ich euch helfen«, ließ der Junge sich nicht beirren. Jeder wußte, wie er das meinte. Pepes übersinnliche Anlagen waren gereift, und er konnte mechanische und tote Gegenstände beeinflussen.

»Ich brauche auch Helfer, die dann eingreifen, wenn wirklich Not am Mann ist – und nicht mit in Gefahr geraten«, fädelte Hellmark seine neuen Ausführungen geschickt ein. »Es muß von Lemuria aus eine Verbindung nach Marlos geben. Ich setz' dich als Kurier ein…, das ist schon deshalb notwendig, weil es auch auf dieser Seite der Welt noch einiges zu tun gibt. Die Sache mit Professor Harrison ist

noch nicht ausgestanden, und ich muß wissen, wie sich der Fall weiter entwickelt. Nicht darüber informiert zu sein, wäre purer Leichtsinn, Pepe… Was in New York passiert ist, war möglicherweise nur ein Auftakt. Vierzehn Menschen sind unter mysteriösen Umständen verschwunden. Unter ihnen unser Freund Richard Patrick. Er hatte etwas entdeckt, wollte uns noch etwas mitteilen – aber was immer ihn veranlaßte, noch nach Marlos zu teleportieren – er hat es nicht mehr geschafft, uns seine Nachricht zu übermitteln. Vierundzwanzig Stunden nach dem Verschwinden von vierzehn angesehenen Bürgern, die alle in der Wohnung des Gurus Shoam am Abend vorher ein Geheimnis erfuhren, taucht einer der Vermißten auf wie ein Gespenst. Es handelt sich um Professor Phil Harrison. Er begegnet seinem Freund und behauptet, eine Botschaft für einen Mann namens Björn Hellmark zu haben. Bei dem Versuch, Captain Muller von der Mordkommission über die mysteriöse Begegnung zu berichten, kommt es zu einem fragwürdigen Unfall. Ein Lkw-Fahrer verliert die Herrschaft über sein vollbeladenes Fahrzeug und kracht in die Telefonzelle, in der Harrisons Freund Doal telefoniert. War es wirklich ein Unfall – oder Absicht? Solange diese Frage nicht geklärt ist, finde ich keine Ruhe. Denn auch sie hat unter Umständen mit dem zu tun, was wir auf unsere Fahnen geschrieben haben. Woher kannte Professor Harrison meinen Namen? Er kann ihn nur durch Richard Patrick erfahren haben… Dies bedeutet, daß Harrison einen Auftrag hatte, den Patrick nicht erfüllen konnte. Alle diese Fragen verlangen nach einer Antwort. Auch wenn ich nicht hier bin – brauche ich Informationen über diese Dinge. Haltet mich bitte auf dem laufenden…«

Und dann sprachen sie – wie immer – ihr gemeinsames Vorgehen ab.

Inzwischen plapperte Blobb-Blobb leise vor sich hin, übersprang mit gespreizten, schillernden Flügeln die einzelnen Zacken, von Jims Kamm und hatte an dieser Tätigkeit seine stille Freude. Die verstärkte sich noch, als der Winzling seine Flügel zusammenfaltete und damit begann, Kletterübungen an den Zacken zu veranstalten.

Daran verlor er blitzartig das Interesse, segelte im eleganten Schmetterlingsflug auf die zum Trocknen ausgelegten Fische zu und landete auf einem und zupfte sich interessiert ein Stück heraus, als er merkte, daß es sich um etwas Eßbares handelte.

Er schnupperte erst und leckte schließlich daran.

Während Björn Hellmark noch mit der Einteilung seiner Helfer für die einzelnen Aufgaben beschäftigt war, hörte Kobold Whiss mit halbem Ohr hin und beobachtete um so aufmerksamer seinen Nachwuchs.

»Der Kerl spinnt!« brüllte er plötzlich mit Stentor-Stimme. »Keiner

von uns hat jemals Fisch versucht. Nektar und Blütenwein ist als Speise anerkannt – aber er… er kaut an einem alten, stinkenden Fisch, als handele es sich dabei um eine Delikatesse! Der Kerl schlägt völlig aus der Art. Muß entweder an der Umwelt liegen, in der er aufwächst… oder…«, seine großen, hervorquellenden Augen schienen noch größer zu werden, »… oder ich hab' da ein Kuckucks-Ei ausgebrütet, das mir einer untergeschoben hat…«

23.17 Uhr…

In New York begann eine jener unruhigen Nächte, wie sie typisch waren für diese Stadt.

Ältere Bürger, die sich schon tagsüber nicht mehr aus dem Haus wagten, schlossen sämtliche Fenster, verriegelten die Türen und stellten das Telefon in Reichweite.

New York hielt einen der traurigsten Rekorde. Die Stadt gehörte zu den gewalttätigsten in der Welt. Nirgendwo wurde soviel geplündert, geraubt, gemordet…

Auch Dona Jeffers, 39jährige Schwester des bekannten New Yorker Maklers, wußte um die bedenkliche Kriminalstatistik der Stadt. So mied sie nach Einbruch der Dunkelheit das Verlassen der Wohnung. Es passierte heutzutage einfach zuviel… Wenn sie abends wirklich mal ausging, dann nur in Begleitung von Bekannten und Freunden.

Seit dem Verschwinden ihres Bruders war sie nicht mehr weg gewesen. Sie betrieb mit Bill Jeffers das Büro in eigener Regie und hoffte, daß Bill sich doch mal melden würde. Vielleicht lag eine simple Erpressergeschichte hinter dem ganzen Vorfall, auch wenn die Polizei nicht so recht daran glauben wollte.

Dona hatte am Abend ferngesehen. Obwohl ihr das Programm nicht gefiel und auch auf den anderen Kanälen nichts Vernünftiges ausgestrahlt wurde, hatte sie es nicht fertiggebracht, einfach abzuschalten. Sie hatte von einem Sender den anderen gewählt und die Zeit förmlich totgeschlagen, aber der Abend war wenigstens herumgegangen…

Ein Telefonat, wie sie es erwartete, aber war auch heute nicht erfolgt.

Dies war nun schon der dritte Tag und die Polizei war keinen Schritt weiter. Es gab nichts Neues.

Kurz vor Mitternacht entschloß Dona Jeffers sich, ins Bett zu gehen und sich von der Flimmerkiste zu trennen.

Sie vergewisserte sich, daß die Wohnungstür abgeschlossen und die Sicherheitskette eingerastet war.

Die Sechs-Zimmer-Apartmentwohnung lag in der siebten Etage. Hier befanden sich auch die Büroräume. Durch eine doppelte Verbindungstür konnte man von der Wohnung in das Office. Das moderne Apartmenthaus enthielt fast nur Büroräume. In der zwölften

und fünfzehnten Etage waren noch Wohnungen eingerichtet.

Dona Jeffers machte sich sonst nie Gedanken über die Tatsache, daß sie praktisch im siebten Stock allein lebte.

Heute abend empfand sie ein gewisses Unwohlsein bei dieser Vorstellung. Hier konnte sie – wenn etwas passierte – schreien, wie sie wollte… Kein Mensch würde sie' hören. In dieser riesigen, von Leben erfüllten Stadt war sie dennoch mutterseelenallein…

Aber wenn einer kam, der etwas von ihr wollte – sie würde sich schon zur Wehr setzen. In der obersten Schublade ihres Nachttisches lag stets ein geladener Revolver.

Dona Jeffers ging zu Bett, sann noch einen Moment nach und löschte dann das Licht.

Im gleichen Augenblick hatte sie das Gefühl, nicht mehr allein im Zimmer zu sein. Sie wurde beobachtet…

*

Die Angst kann urplötzlich kommen, ohne daß es einen plausiblen Grund dafür gibt.

Dies war bei Dona Jeffers der Fall.

Sie spürte ihr Herz bis zum Hals schlagen und merkte, wie ihre Haut feucht wurde. Mit einem Mal wurde ihr heiß.

Die Frau hatte keinen Grund für die plötzlich ausbrechende Furcht und schrieb sie ihren überreizten Nerven zu. Die letzten Tage waren hektisch gewesen, zuviel war auf sie eingestürmt. Sowohl an Arbeit als auch an Sorge um ihren Bruder… Sie hatten ein sehr gutes Verhältnis miteinander, nur so war es auch verständlich, daß die gemeinsame Arbeit klappte.

Es knisterte in den Wänden. Hinter den Tapeten rieselte körniger Staub herab.

Dona Jeffers stockte der Atem.

Mit weit aufgerissenen Augen lag sie im Bett und wagte nicht, sich zu bewegen.

Ein Erdbeben? kam es ihr in den Sinn. Gerieten die Wände und Bewegung und…

Da – Schritte!

Die Frau erkannte sie an ihrem Rhythmus. So ging nur einer durch die Wohnung…

Eine Tür klappte.

Donas Nackenhaare sträubten sich. »Bill?« fragte sie tonlos, sie begann zu zittern, dann hielt sie nichts mehr im Bett, und die aufgezwungene Ruhe fiel von ihr ab wie eine zweite Haut.

Die junge Frau richtete sich ruckartig auf. Ihre Hand zuckte zum Lichtschalter, und die Nachttischlampe flammte auf.

»Bill!« Dona Jeffers schrie es gellend heraus. »Bist du's?«

Auf der anderen Seite der Diele quietschte leise die Tür in den Angeln.

Am ganzen Leib wie Espenlaub zitternd, warf Dona Jeffers die Decke zur Seite und glitt aus dem Bett.

Sie zog die oberste Schublade an ihrem Nachttisch auf und griff nach dem geladenen Revolver.

Als sie den geriffelten Griff in Händen hielt, wurde sie merklich ruhiger. Sie war nicht mehr schutzlos…

Dann drückte sie die Schlafzimmertür auf, knipste das Licht in der Diele an und schrie gellend auf.

Die Tür zu Bills Schlafraum bewegte sich wie unter einem leisen Windhauch und klappte in diesem Moment ins Schloß.

»Bill!« Dona Jeffers riß sich zusammen, wollte sich nicht benehmen wie ein alter Angsthase. »Was ist denn los?«

Jetzt hielt sie nichts mehr zurück. Niemand konnte in die Wohnung, wenn er keinen Schlüssel besaß. Drang jemand mit Gewalt ein, wäre dies mit Geräuschen verbunden und… Da erkannte sie einen eklatanten Widerspruch.

Niemand konnte in die Wohnung – auch Bill nicht, selbst nicht mit dem Schlüssel! Die Sicherheitskette hätte ihn daran gehindert und…

Alles in Dona Jeffers verkrampfte sich.

Sie glaubte, das Blut in ihren Adern' begänne zu gefrieren.

Trotz der namenlosen Angst wollte sie sich Gewißheit verschaffen. Hier ging etwas nicht mit rechten Dingen zu. Von der Stelle aus, an der sie stand, konnte sie die Wohnungstür sehen. Die Sicherheitskette war noch immer eingehängt… Wer immer hier hereingekommen war – er hatte es nicht auf normalem Weg geschafft. Wie ein Geist mußte er durch die Wände eingedrungen sein…

Totenbleich stand Dona vor der Schlafzimmertür ihres Bruders und wagte nicht, die Klinke anzurühren. Hinter der Tür rumorte es. Jemand schien Tisch und Sessel zu verrücken, das Bett – und dann ein starkes, intensives Ratschen, als würde der Vorhang von einem Ende zum anderen mit einem Ruck durchgerissen!

Da konnte Dona Jeffers sich nicht mehr zurückhalten. Sie drückte die Klinke herunter und trat gegen die Tür. Die flog nach innen.

Mit schreckgeweiteten Augen stand die Wohnungsinhaberin vor der Türschwelle und glaubte ihren Augen nicht trauen zu können.

Die Deckenlampe flackerte, der Sessel neben dem Fenster benahm sich wie ein wildgewordener Gaul und ruckte wie von unsichtbaren Händen bewegt hin und her.

Das Bett rutschte nach vorn, dann wieder zurück und krachte gegen die Wand, der Teppich vor dem Fußende rollte sich zusammen und wieder auf. Die Türen des großen Einbauschrankes bewegten sich,

schlugen auf und zu, als wären sie Spiel des Windes. Aber im Zimmer bewegte sich kein Lüftchen!

Dona Jeffers stand da wie unter einem Bann und begriff nicht, was sie sah.

So etwas gab es nicht!

Alles im Zimmer vor ihr – war in Bewegung geraten. Und nicht nur dort! Es begann jetzt auch in der Wohnung hinter ihr.

Mit verzweifeltem Stöhnen warf Dona Jeffers ihren Kopf herum, wankte dann wie eine Trunkene durch die Diele und wußte nicht, wohin sie zuerst blicken sollte.

Die Lampe pendelte hin und her, das Rieseln hinter den wertvollen Tapeten verstärkte sich, dann rissen sie auf, als würde ein Unsichtbarer sie mit dem Riesenmesser aufschlitzen. Große Fetzen flogen durch die Luft.

Dona Jeffers merkte nicht, wie sie zu schreien anfing. Das Gellen ihrer eigenen Hilferufe hallte in ihren Ohren.

Die Bilder an der Wand drehten sich wie Windmühlenflügel. Die Nägel lösten sich, flogen wie wütende Hornissen durch die Luft.

Die Bilder ebenfalls. Wie Geschosse jagten sie auf die fliehende Frau zu, die nicht mehr wußte, wo sie sich befand, die nicht mehr wußte, ob sie wachte oder träumte…

Nichts wie weg hier, ehe sie noch den Verstand verlor!

Dona Jeffers wurde von der Kante eines Bilderrahmens am Kopf getroffen. Sie schrie auf und taumelte. Der Schmerz bohrte sich wie eine Nadel in ihr Hirn.

Die Wohnung begann zu leben. Unheimliche Kräfte, deren Ursache sie nicht kannte, tobten sich aus wie ein Wirbelsturm.

Geduckt lief Dona Jeffers zur Wohnungstür, drehte den Schlüssel herum – wollte ihn herumdrehen! Doch – es ging nicht! Er saß fest wie angegossen!

Die Frau warf sich herum. Das dunkle Haar hing wirr in ihre Stirn. Dona lief ins Schlafzimmer zurück.

Auch dort war der Teufel los.

Ihr Bett hatte sich inzwischen um hundertachtzig Grad gedreht, und sie sah die Sprungfedern.

Mit lautem Knall zerplatzte eine Glühbirne, und das Geräusch übertönte den spitzen Schrei der einsamen Frau.

Das Telefon! Dona mußte Hilfe herbeirufen. Man mußte sie aus dieser verrückt spielenden Wohnung von außen herausholen. Sie selbst konnte nichts für sich tun…

Das sonst so gepflegte Schlafzimmer sah aus wie ein Schlachtfeld.

Dona Jeffers stolperte über zusammengeknüllte Wäschestücke, die von unsichtbarer Hand aus den, Fächern und der Kommode gerissen worden waren. Auch hier in diesem Raum waren die Tapeten mit

Gewalt entfernt worden. Die Bettdecke war aufgeschlitzt, und weiche Daunen wirbelten wie große Schneeflocken durch die Luft.

Ein Schluchzen schüttelte den Körper der geistig und körperlich attackierten Frau.

Immer wieder mußte sie sich vor durch die Luft wirbelnden Gegenständen ducken.

Dona Jeffers riß den Telefonhörer von der Gabel.

Sie wählte, atmete schnell und flach und war schweißgebadet.

Was sollte sie sagen? Die Wahrheit?! Die würde man ihr nicht abnehmen…

Keine Verbindung… In der Aufregung hatte sie die falsche Nummer gewählt. Dabei kannte sie sie ganz genau. So oft wie in den letzten drei Tagen hatte sie noch nie zuvor in ihrem Leben mit der Polizei telefoniert.

Und nun fiel ihr die Nummer plötzlich nicht mehr ein. Sie glaubte, verzweifeln zu müssen.

Das Telefonbuch – wo war es? Sie entdeckte es auf der anderen Seite des Zimmers, halb unter dem zerrissenen Vorhang herausragen…

Die Nummer der Polizei stand als Notruf auf dem Deckel.

Wertvolle drei Minuten gingen verloren, die ihr in dem allgemeinen Durcheinander und der Verwirrung vorkamen wie eine Ewigkeit.

Dann endlich folgte die Verbindung.

Das Police-Headquarters meldete sich.

»Helfen Sie mir, bitte!« schrie Dona Jeffers in die Muschel.

»Gern, Madam… Wo sind Sie denn? Was ist los? Wie ist Ihre Adresse?«

Dona Jeffers stammelte ein paar Worte und sah plötzlich den Blumentopf pfeilschnell durch die weit offen stehende Schlafzimmertür, fliegen. Die Frau konnte sich nicht mehr rechtzeitig ducken.

»Ich bin Dona Jeffers… die Schwester von Bill Jeffers, Captain Muller… hat gesagt…« Weiter kam sie nicht mehr.

Sie spürte noch den harten Schlag gegen die rechte Schläfe.

Dona Jeffers kippte wie ein nasser Sack auf die Seite. Der Telefonhörer entglitt ihren Fingern und baumelte über den niedrigen Onyxtisch.

»Hallo, Miss Jeffers? So sprechen Sie doch! Hallo – können Sie mich noch hören?« klang es besorgt aus dem Hörer.

Keine Antwort mehr.

»Verdammt, da ist was passiert! Sofort ’nen Streifenwagen hinschicken…«

*

Zur gleichen Zeit, als es in der Wohnung Dona Jeffers' drunter und drüber ging, geschah noch etwas in New York, das in direktem Zusammenhang mit dem Geschehen stand.

In einer engen Gasse am Hafen tauchte ein Mann auf.

Er irrte gedankenverloren durch die Straßen. Im Vergnügungsviertel war allerhand los. Aber das spielte sich nicht außerhalb in verregneter Nacht ab, sondern hinter Häuserfassaden.

Aus einem dunklen Torbogen trat eine üppige Rothaarige. Sie trug die Bluse offen und den engen Rock zwei Handbreit oberhalb des Knies.

»Hallo!« sagte sie. Ihre dunklen Augen musterten den Fremden, der an der Hauswand entlangschlenderte… Richtung City. »Geht für dich die Nacht schon zu Ende?«

Sie lächelte verführerisch. Ihre weißen, makellosen Zähne schimmerten im Dunkeln. »Ein bißchen früh, findest du nicht auch?«

Der Mann, der den Kragen seines Jacketts hochgeschlagen hatte, blieb stehen.

»Ich heiße Casey… willst du nicht mitkommen?« Die Prostituierte streckte die Hand nach ihm aus. Er spürte ihre Finger auf den seinen. »Puuh, du hast ja eiskalte Hände… na ja, mir fällt schon etwas ein, um dich aufzuwärmen. Komm' mit auf meine Bude! Da ist's schön warm… Vom Reden hältst du wohl nicht viel, wie?«

Sie beugte sich etwas nach vorn und sah dem Fremden ins Gesicht.

Er war sehr blaß und wirkte abwesend. Und er strahlte eine Kälte aus, daß die Frau erschrak.

»Bist du krank, Mann, so red' doch mal was! Bist du immer so schweigsam?«

»Nur manchmal«, entgegnete er einsilbig.

»Na, wenigstens etwas…«

Die Stimme des Mannes klang schwach und dumpf.

»Wie heißte denn? Sagst du mir wenigstens das freundlicherweise? Ist nicht übel in unseren Kreisen, ich weiß… aber Casey denkt da anders. Die will wissen, mit wem sie unter die Decke kriecht…«

»Bill… Bill Jeffers…«

»Na, so genau wollt' ich's nun auch wieder nicht wissen. Bill – das hätte mir schon gereicht… Hast du Ärger mit jemand gehabt, weil du so finster dreinblickst? Krach mit der Freundin?«

»Vielleicht…«

Casey hob die schwungvoll nachgezogenen Augenbrauen. Sie wirkte durch ihre großen, schräg liegenden Augen und die Art, wie sie sich bewegte, wie eine schöne Katze. »Ich hab' 'nen Blick für solche Fälle«, sagte sie lächelnd: »Hab' ich mir doch gleich gedacht… ich werd' dich aufmuntern…«

Sie hakte sich bei ihm unter, und er ging mit.

Bill Jeffers wirkte merkwürdig auf sie, und das war der Grund, weshalb die Frau gewisse Vorsichtsmaßnahmen traf.

Sie betrat durch die Hintertür das dunkle Haus. Eine Holztreppe führte zu den oben liegenden Etagen.

Links und rechts der Korridore lagen die Türen. Sie sahen alle gleich aus – bis auf die verschiedenen Nummern, die sie trugen.

»Die siebenundzwanzig, Bill… da bin ich zu Hause. Geh' schon mal 'rein…« Casey stieß die Tür auf. Das Zimmer dahinter war gemütlich eingerichtet. Viele Polstermöbel, ein großes Bett, noch mehr Plüschtiere.

Neben dem bis auf die Erde reichenden, voluminösen Vorhang stand eine Spiegelkommode mit allerlei Kosmetika. Die Auswahl der Lippenstifte war beachtlich.

»Mach dir's bequem, Bill. Ich bin sofort wieder da…«

Während Jeffers wie abwesend den nach Parfüm und Puder riechenden Raum betrat, machte Casey einen raschen Schritt zur Seite! Zimmer achtundzwanzig. Casey klopfte an.

»Sue?« flüsterte sie, und schon drückte sie die Klinke herunter. Sue war allein. Am roten Licht in ihrem Fenster hatte sie es von der Straße aus erkannt.

Die mit ›Sue‹ Angesprochene lag auf einer bequemen Couch, hatte die nackten Beine lang von sich gestreckt, knabberte Gebäck, nippte an einem Longdrink-Glas und guckte auf den Bildschirm.

»Na, hast du's auch aufgegeben?« fragte die Superblonde. »Das Wetter ist mies, und außerdem haben die meisten Fellows keinen Cent mehr. In drei, vier Tagen sieht's günstiger aus. Komm' 'rein, leiste mir Gesellschaft…«

»Ich hab' da einen Kerl aufgegabelt«, sagte Casey schnell.

»Alle Achtung! Du hast eben Ausdauer. Die zahlt sich dann doch wieder aus, wie mir scheint.«

»Ob sich's lohnt, wird sich noch herausstellen. Arm sieht der Kerl nicht gerade aus… aber er scheint ein Komischer Kauz zu sein. Wäre vielleicht ganz gut, wenn du deine Lauscher auf die Geräusche im Nebenzimmer richten könntest und weniger auf das Gequake aus der Flimmerkiste achtest…«

Sie nickte. »Geht in Ordnung. Ich paß' schon auf. Wenn was ist, schrei…«

Casey nickte froh und eilte in ihr Zimmer. Sie drückte nur die Tür ins Schloß und zog nicht den Riegel vor.

»Ah, wunderbar«, freute sie sich. »Du hast dir's schon bequem gemacht…«

Bill Jeffers saß im Sessel neben der Heizung und blickte der rothaarigen Prostituierten entgegen. Casey hatte mit dem Dimm-

Schalter das Licht so eingestellt, daß ein angenehmes, romantisches Halbdunkel herrschte.

Auf dem Weg quer durch das Zimmer streifte sie ihren winzigen Rock ab und warf ihn gekonnt auf den Stuhl neben dem. Bett. Sie trug einen schwarzen Tanga-Slip, der an den Seiten mit raffinierten Schlaufen verziert war.

Auch die vom Regen durchfeuchtete Bluse streifte sie ab.

Darunter trug Casey nichts.

Sie fragte den Besucher, ob er etwas zu trinken wünschte. Bill Jeffers lehnte dankend ab.

Sie stellte sich hinter den Sessel und strich dem Mann über den Kopf, liebkoste dann mit ihren Händen seinen Nacken und massierte sanft seine Schultern. »Die Jacke ist naß… zieh' sie aus«, forderte sie ihn auf. »Dann kommen wir zum gemütlichen Teil des Abends, und du wirst sehen, daß es unsinnig gewesen wäre, jetzt schon nach Hause zu gehen. Da wäre möglicherweise der Streit mit deiner Freundin nur noch weitergegangen…«

Sie lachte leise, und Bill Jeffers fiel in ihr Lachen ein.

Casey beugte sich nach vorn. »Vor dem Vergnügen sollten wir allerdings das Geschäftliche regeln«, sagte sie sanft und fuhr mit ihrem Zeigefinger über sein Gesicht. »Das Leben ist teuer geworden. Ich fahr' nen großen Wagen, und der schluckt viel Benzin. Und die Heizung, an der wir uns so schön wärmen, läuft auch nicht umsonst…« Sie hielt ihm die Hand hin und nannte ihren Preis.

Bill Jeffers nickte und erhob sich, indem er sich aus der sanften Umklammerung löste.

Die Berührung durch seine eiskalten Hände ließ sie zusammenzucken.

Er ist kalt wie eine Leiche, durchfuhr es sie…

Casey wollte sich von ihm lösen, aber er hielt ihre beiden Hände fest.

»Du bist mir vorhin schon aufgefallen«, sagte er unvermittelt. »Ich wäre bestimmt auf dich zugekommen, denn du warst der einzige Mensch in meiner Nähe. Und der erste…«

Die Augen mit den langen seidigen Wimpern verengten sich. »Was ist denn jetzt los?«

Die Art und Weise, wie er zu ihr sprach, irritierte sie.

»Ich hatte Appetit auf dich… aber anders, als du es dir wohl träumen ließt.«

Seine Hände umschlossen ihre Armgelenke.

»Loslassen!« Sie wollte es laut herausschreien, um ihre Freundin Sue aufmerksam zu machen, daß hier etwas nicht stimmte.

Aber ihre Stimme war nur noch ein Hauch.

Casey fiel das Atmen schwer, und sie fühlte sich entsetzlich

schlapp und schwach.

Was war nur los mit ihr?

Diese tödliche Kälte, die sie bei dem Fremden festgestellt hatte, war plötzlich auch in ihr. Etwas verließ sie… das Leben!

Casey konnte nicht mehr schreien, noch anderweitig auf sich aufmerksam machen. Dazu war es zu spät.

Sie glitt zu Boden. Jeffers ließ die Reglose einfach fallen. Casey blieb in seltsam verkrümmter, bizarrer Stellung liegen und sah aus wie eine überdimensionale, bleiche Marionette, der man die Fäden gekappt hatte.

Der Glanz war in Bill Jeffers' Augen zurückgekehrt, und auch die Farbe seiner Haut wirkte frischer, rosiger.

Ein Untoter – hatte sich auf seine Weise Leben und Wärme geholt. Jener unheimliche Keim, den der Mordbaum in sich trug, schien auf Bill Jeffers übergegangen zu sein…

Jeffers öffnete die Tür, ohne auch nur noch einen Blick zurückzuwerfen.

Sue im Nebenzimmer hielt den Atem an, als sie das Klappen vernahm.

Die Blondine hatte den Fernsehapparat ausgeschaltet und blätterte in einem Magazin.

Jedes der Mädchen, die hier ein Zimmer hatten, wußte um die Gefahr, die alle betraf.

Es gab immer wieder mal merkwürdige Kunden, und so war es gut, wenn die anderen bei solchen Besuchen Augen und Ohren aufhielten, um ein eventuelles Verbrechen rechtzeitig zu verhindern.

Sie wunderte sich, daß die Tür des Nebenzimmers sich bewegte.

Deshalb sprang sie aus dem Bett, lief auf Zehenspitzen an ihre Tür und öffnete sie vorsichtig. Sie sah die dunkle Gestalt durch den langen, schwach beleuchteten Korridor gehen.

Der Mann wandte nicht den Kopf und schien sich völlig sicher zu fühlen.

Sie huschte auf den Gang. Die Tür zu Caseys Zimmer war nur angelehnt.

Die Blondine stieß sie auf und sah die reglose Gestalt neben dem Sessel liegen…

»Neeeiiinnn! Der Schweinehund! Er hat sie umgebracht… Sally! Mary… Kate… haltet ihn! Laßt ihn nicht entkommen!«

Sue nahm sich in diesen Sekunden nicht die Zeit, ihre Freundin auf mögliche Verletzungen zu untersuchen. Für sie war es im ersten Moment wichtiger, den Täter nicht aus den Augen zu verlieren.

Und dazu tat sie selbst etwas.

Sie lief in ihr Zimmer zurück.

Bill Jeffers sah es. Er machte auf dem Absatz kehrt und begann zu

rennen.

Zwei, drei Zimmertüren flogen auf, im Stockwerk darunter entstand ebenfalls Unruhe. Stimmen wurden laut.

Sie warf sich auf ihr Bett. Unter der Matratze gab es einen kleinen Hohlraum. Darin lag die Waffe. Die Blondine hatte sich vorgenommen, nicht so leichtfertig zu sein wie ihre Kolleginnen. Wenn mal eine Situation eintrat, in der es darum ging, daß sie um ihr Leben kämpfen mußte, dann wollte sie dem anderen seine Absicht so schwer wie möglich machen.

Sie riß die Hand mit dem Revolver herum, als Jeffers wie ein Schatten ins Zimmer stürzte.

Sue zögerte keine Sekunde und drückte ab. Einmal. Zweimal. Die Schüsse hallten hart und trocken durch den Raum.

Die Projektile trafen. Aus dieser Nähe zum Objekt war es fast unmöglich, nicht zu treffen. Die erste Kugel drang Jeffers in die Brust, die zweite mitten in die Stirn. Ein Schuß zumindest mußte ihn fällen – aber nichts geschah!

Die Blondine schrie. Der Mann hechtete auf sie, entwand ihr die Waffe und schleuderte sie in hohem Bogen durch den Raum.

Sue spürte die tödliche Kälte, die in ihre Glieder kroch. Die Berührung durch den Untoten genügte, daß sie ihren Geist aushauchte.

Während sie vom Bett glitt, sprang Jeffers auf das Fenster zu.

Durch die Tür drangen mehrere Prostituierte, schrien und riefen alles mögliche durcheinander.

Jeffers wäre selbst durch diese Mauer aus Leibern gekommen, wenn er es darauf angelegt hätte. Aber er hatte es mit einem Mal sehr eilig.

Er riß das Fenster auf und sprang einfach in die Tiefe…

Das Zimmer lag in der dritten Etage.

Die Mädchen aus dem Freudenhaus stürzten zu dem weit offen stehenden Fenster und sahen, wie der dunkle Körper unten aufschlug.

»Den hat's erwischt«, sagte Kate.

»Recht geschieht ihm«, preßte Sally hervor. Sie war eine Negerin. »Ruft die Polizei und einen Arzt! Er muß sich Sue ansehen – viel kann ihr in dem Moment nicht passiert sein. Und den Kerl dort unten werden sich die Cops vorknöpfen, falls er überhaupt noch einen Ton sagen kann. Daran ist ja zu zweifeln. Er ist ein Kandidat für den Totengräber…« So gründlich wie in diesen Sekunden hatte die dicke Sally sich noch nie geirrt.

»Su ist tot!« Ein junges Mädchen, zart, zerbrechlich, höchstens zwanzig, mit einer Blume im Haar, hockte am Boden neben der Blondine. »Sie atmet nicht mehr!«

Sally schnaubte wie ein Walroß. »Aber das gibt's doch nicht! Er hat

sie doch nur angefaßt und…«

Da kam die nächste Hiobsbotschaft.

»Der Kerl dort unten!« Kates Stimme überschlug sich. »Er steht auf – und rennt davon!«

Sie drängten ans Fenster.

Tatsächlich!

Der unheimliche Besucher aus Zimmer 27 kam auf die Beine, wankte nicht mal, war nicht benommen und offensichtlich nicht mal verletzt! Er hatte den Sprung aus dem dritten Stock ohne Schaden überstanden?!

Sie konnten es alle nicht fassen.

Und doch mehr entzog sich ihrem Begreifen, als etwas Neues geschah.

Jeffers wich zwei, drei Schritte in die dunkle Straße zurück.

Und von hier oben sahen es alle und konnten es wenig später der alarmierten Polizei beschreiben.

Genau zwischen seinen Augen begann es plötzlich zu glühen, als würde sich in seinem Kopf ein drittes Sehorgan öffnen.

Es war hell und oval wie ein Loch, aus dem dies Leuchten hervorbrach.

Nur aus allernächster Nähe hätte man aber sehen können, daß die Form und die Zeichnung an einen Schildkrötenpanzer erinnerte, auf dem von den Seiten her alle Linien zusammenliefen zu einem einzigen Mittelpunkt.

Und als dieses merkwürdige Zeichen zwischen Jeffers' Augen am hellsten erstrahlte, verschwand er, als hätte der Boden ihn verschluckt…

*

Björn Hellmark machte den Anfang.

Ausgestattet mit allem, was sie glaubten, in der gefährlichen Umgebung gebrauchen zu können, hatten sie sich vor dem Geistspiegel des Hestus versammelt.

In ihren Gürteln steckten jene besonderen Blüten, die nur in unmittelbarer Nähe des teichähnlichen Spiegels wuchsen und nichts weiter als Schlüssel darstellten für die Rückkehr.

Der geheimnisvolle Spiegel aus der fernen Vergangenheit der großen Insel Xantilon war kreisrund und leicht nach innen geneigt. Er schien aus zahllosen halbmondförmigen Segmenten zusammengesetzt, die sich wiederum in unzählige, winzige Abschnitte unterteilten.

Hellmark sprang. Er dachte – wie bei seiner ersten Reise nach Lemuria – an jenes rätselhafte Zeichen, das Ak Nafuur ihnen als Hilfsmittel hinterlassen hatte. Das Abbild erinnerte an den Panzer

einer Schildkröte.

Wer noch nie gesehen hatte, wie der Geist-Spiegel des Hestus funktionierte, dem drängte sich unwillkürlich der Eindruck auf, daß der Springer auf der mattsilbern schimmernden Oberfläche aufkommen würde.

Dies war nicht der Fall.

Was Hellmark dachte, erfaßte das ›Gedächtnis‹ des Spiegels, der eine mentale Schöpfung war.

Jeder Punkte der Erde, an dem irgendwann schon mal ein Dämonentreffpunkt eingerichtet war, ließ sich mit diesem Spiegel anpeilen und erreichen. In zwei Fällen führte dieses außergewöhnliche Gebilde sogar über die Welt der dritten Dimension hinaus und in eine andere hinein. Dies waren Xanoeen, die Welt der Drachentöter und Lemuria, der Urkontinent, der seinen wahren Standort aufgrund dämonischer Einwirkungen verlassen hatte…

Hellmark wurde zu einem hauchdünnen Nebelstreif, der in eine der porengroßen Öffnungen eines Segments hineingezogen wurde.

Dann sprang Rani. Er nahm Whiss mit, der sich am Ohrläppchen des großen Freundes festklammerte und sich noch während des Sprungs lautstark darüber beschwerte, daß Mahay kein Haupthaar mehr hätte.

»Man könnte einen richtigen Zopf flechten, an dem ich mich festklammern könnte! Wie Tarzan an einer Liane würde ich mich dann von Ohr zu Ohr schwingen und…« Der Rest war nicht mehr zu verstehen. Rani Mahay verschwand ebenfalls, winzig wie ein Atom, in der Öffnung. Als dritter folgte Arson, und den Abschluß bildete Danielle de Barteaulieé.

Zurück am Spiegel blieben Carminia Brado und Pepe, der Junge aus den Urwäldern Yukatáns. Die schöne Brasilianerin und der Knabe waren mit einer Sonderaufgabe betraut worden, die sie gleich in Angriff nahmen, nachdem feststand, daß Björn und seine Getreuen in Lemuria angekommen waren…

*

Die Umgebung war ihnen nicht fremd.

Zum zweiten Mal waren sie hier.

Die riesige Höhle war wie ein Dom, in dem ein Titan seine Unterkunft gewählt hatte. Die das Deckengewölbe tragenden Säulen waren so gewaltig, daß Björn Hellmark und seine Begleiter sich vorkamen wie winzige Insekten.

Sie kamen an dem Fixpunkt an, der lebenswichtig für sie war, und den sie kennzeichneten, obwohl Danielle de Barteaulieé hier zurückblieb, den ›Ausgang‹ nach Marlos praktisch bewachte und

sicherte.

Rani verabschiedete sich von der jungen Französin mit einem langen Kuß. Grinsend gingen Björn und Arson in die Dunkelheit weiter.

»Auf, auf! Nicht zuviel Zeit verlieren mit langer Abschiedszeremonie!« maulte Whiss, und er bediente sich dabei Hellmarks Stimme, daß Rani unwillkürlich zusammenfuhr, weil er glaubte, der Freund stünde neben ihm und brülle ihm ins Ohr.

Whiss war ein hervorragender Stimmenimitator. Er konnte jede Stimme und jedes Geräusch nachahmen, alles, was er mal gehört hatte.

»Und du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Cherie«, flüsterte er dann in das gleiche Ohr, diesmal mit Danielles Stimme, während Mahay den Freunden nachsetzte, »ich bin in Gedanken stets bei dir. Haho-hoho…« Das anzügliche Lachen geschah mit einer Stimme, die er sich selbst ausdachte. Sie war dunkel, markant und paßte zu einem Zweizentner-Mann…

Rani schloß wieder auf.

Die Freunde blieben von nun an dicht beisammen.

Sie gelangten an jene Stelle, wo sich zwischen dem Super-Monster Klaschuk und den Freunden aus Marlos ein Kampf auf Leben und Tod abgespielt hatte.

Sie meinten, eine uralte Stätte zu erreichen, wo sich seit Jahrtausenden Moder und Staub gesammelt hatte.

Der Staub, durch den sie wateten, reichte bis zu ihren Waden.

Nicht auf natürliche Weise war er hierher gekommen.

Es ging auf Klaschuk zurück.

Das Riesen-Monster war zu Staub zerfallen, nachdem es mit dem Schwert des Toten Gottes, der Dämonenmaske und den Augen des Schwarzen Manja in Berührung gekommen war.

Eine der gewaltigen Säulen war zerstört. Überall lagen mächtige Brocken herum, Schuttberge, die sie auf dem Weg zum »Tunnel der Verzweifelten« umgehen mußten.

Die Männer waren einzige, gespannte Aufmerksamkeit. Dieser Ort war voller Rätsel und Gefahren. Beim erstenmal waren sie in einen Hinterhalt geraten. Dämonen hatten auf sie gelauert und sie überwunden. Diesmal sollten die Schergen der Finsternis nicht so leichtes Spiel haben.

Björn, Rani und Arson hatten je ein Auge des Schwarzen Manja im Gürtel stecken. Die Trophäen waren des weiteren aufgeteilt in den Trank der Siris, den Arson bei sich trug, die Dämonenmaske, die Mahay in Gewahrsam hatte und das Schwert des Toten Gottes, Hellmarks mächtige Dämonenwaffe, die außer ihm keiner einsetzen konnte. Das Schwert war allein für seine Hand geschmiedet…

Außer den Dämonenabwehrmitteln verließen Rani und Arson sich auf breite Kampfschwerter, die sie aus der Beutekammer in der Geister-Höhle entnommen hatten.

Danielle, die am Fixpunkt zurückgeblieben war, verließ sich auf ein Schwert und die Hexenkräfte, über die sie verfügte und mit denen sie gut zurecht kam. Da sich seit dem ersten Besuch Hellmarks und seiner Getreuen in dieser domartigen Höhle einiges getan hatte, waren die Bedingungen anders, und so waren die Abenteurer recht zuversichtlich.

Der Wächter des unterirdischen Dämonendoms war vernichtet, und so konnte von dieser Seite kein Angriff erfolgen, die Dämonen schienen nach Klaschuks Tod das Weite gesucht zu haben. Der Eingang in eine der reliefartig verzierten Säulen war ohne Behinderung möglich. Es war der Weg, der in den »Tunnel« führte…

Von hier aus führte der lange Pfad in einen kleinen, geheimen Tempelraum. Björn erinnerte sich seiner Aktivitäten in Zusammenhang mit diesem Tempel noch genau. So lange lag der zehnte Weg in die Dimension des Grauens, der ihn zum erstenmal nach Lemuria führte, nicht zurück.

Die drei Freunde gingen hintereinander her. Whiss flatterte wie eine Vorhut stets zwei bis drei Meter vor Hellmark her, um eine eventuell aufkommende Gefahr schon rechtzeitig zu erkennen und zu melden. Doch alle Sorgen waren unbegründet.

»Ich glaube, daß wir schnell zu einem Erfolg kommen werden, auch wenn der dreiteilige Auftrag sich sehr kompliziert anhört«, sagte Björn Hellmark mal unvermittelt. »Ich konnte den zehnten Auftrag überraschend gut zum Abschluß bringen. Durch die Befreiung Tayaas, der Vogelfrau, habe ich die beste Voraussetzung dafür geschaffen. Eins greift ins andere… der blaue Totenschädel des Guuf-Magiers wird an den Ort zurückgebracht, an dem er sprechen kann. Ich erhalte den Hinweis auf das Grab in Lemuria und kann Tayaa, die Herrscherin über die Vogel-Amazonen, von einer tausendjährigen Pein befreien. Tayaa kehrt zu ihrem Volk zurück und verspricht mir, sich in meinen Träumen wieder zu melden. Was bisher auch einmal geschehen ist. Tayaa ist auf dieser seltsamen, offensichtlich bis auf eine einzige Oase des Guten ganz einem grausamen Magier-Herrscher verfallene Welt unsere einzige Verbindung und Hoffnung. Ich bin zuversichtlich, daß sie den ›Verlorenen Thron‹ kennt und auch weiß, welches Geheimnis Vontox umgibt. Vontox steht im Mittelpunkt der Abenteuer, die hier auf uns warten, und er steht im Mittelpunkt der Ereignisse, die vierzehn unbescholtene, angesehene New Yorker Bürger im Nichts verschwinden ließen. Richard Patrick fand keine Gelegenheit mehr, uns einen entsprechenden Hinweis zu geben. Der Name Vontox aber war ihm vertraut. Wenn ich nur endlich begreifen würde, wie die

Dinge zusammenhängen…«

Nach diesen Worten herrschte wieder eine Zeitlang Schweigen.

Nachdenklich setzten die Männer ihren Weg durch den Tunnel fort, in dem nach anfänglicher, absoluter Dunkelheit gespenstische Dämmerung herrschte.

Der Stollen führte tief in die Felswand und mündete zunächst in dem kleinen Altarsaal. Dort erlebte er eine Überraschung.

Auf einem Steinblock saß der blaue kugelrunde Totenschädel des Guuf-Magiers! Als Hellmark das letzte Mal den Tempelraum verließ, war der Totenkopf verschwunden. Ob er jetzt wieder zu reden bereit war?

Hellmark hockte sich vor den Schädel.

»Ich bin zurückgekommen«, sagte er mit klarer, deutlicher Stimme. »Kannst du mich hören?«

Er wartete auf eine Antwort.

Sie erfolgte nicht.

»Wahrscheinlich ist er dir böse«, bemerkte Rani Mahay respektlos. »Kein Wunder…«, er blickte sich in der Runde um. »Hier würde ich mich auch nicht wohl fühlen… so allein, es ist alles so trist.«

Der Zeitpunkt des Frage- und Antwortspiels, das mit dem blauen Guuf-Schädel abgelaufen war, war längst vergangen.

Der Schädel selbst hatte dies seinerzeit mitgeteilt. Dennoch unternahm Björn noch mal einen Vorstoß.

»Ich suche den ›Verlorenen Thron‹ – und Vontox. Kannst du mir über beide etwas sagen?«

Keine Antwort…

Mahay klopfte dem Schädel mehrere Male gegen die Stirn. »Vielleicht regt das sein Erinnerungsvermögen an…«

Der Schädel wackelte nicht mal. Er war mit dem steinernen Untergrund wie verwachsen…

Hellmark durchquerte den kleinen Tempel. Hinter einem Mauervorsprung auf der anderen Seite des Altars gab es die steile, gewundene Treppe, die in das Mauerwerk führte.

Diesen Weg war er damals gegangen, um das Grab zu finden…

Und diesen Weg schlug er jetzt wieder ein, denn es war der einzige – außer dem Stollen –, der aus dem Tempel führte.

»Am Ende der Treppe beginnt das Meer«, erklärte Björn Hellmark noch seinen Freunden, als die letzten Stufen vor ihnen lagen.

»Man spürt schon die frische Brise«, scherzte der Inder und wischte sich über seine schweißbedeckte Glatze. »Scheint wohl mehr ein Urwald zu sein als ein Meer…«

In dem Moment, als Rani dies sagte, mußte Björn ihm im stillen zustimmen.

Die Luft war feucht und stickig. Wie in einem Treibhaus.

Er hatte diesen Ort und seine Verhältnisse ganz anders in Erinnerung.

»Vorsicht«, sagte er instinktiv. »Da stimmt etwas nicht…«

Noch vier oder fünf Stufen, die um die Mauer herumführten und das Felsloch mußte vor ihnen liegen.

Whiss eilte auch jetzt wieder voraus und kehrte zurück. »Wir müssen den falschen Weg erwischt haben«, sagte er verwirrt. »Da gibt's kein Meer weit und breit – du scheinst irgendwann mal davon geträumt zu haben, Björn…«

Gleich darauf sahen es alle.

Sie standen an der Felsöffnung. Der Blick führte nicht über das Meer, sondern auf eine undurchdringliche Mauer grüner Wildnis.

Heiß und stickig war die Luft. Kein Lüftchen regte sich.

Die Baumriesen waren mit dicken, fleischigen Blättern bedeckt, Schlinggewächse hatten die Stämme und die Stengel riesiger Blumen umschlungen.

Die Blüten hatten die Formen überdimensionaler, geschlossener Kelche. Sie schillerten in sämtlichen Regenbogenfarben.

Die Freunde blieben minutenlang nachdenklich und verwirrt stehen. Mahay umklammerte unwillkürlich den Griff seiner Waffe fester, und auch Arson zog sie aus dem Gürtel.

»Es ist der gleiche Weg«, murmelte Hellmark, »ich kann's beschwören. Und doch sind wir woanders angekommen…«

»Seit der Befreiung deiner neuen Freundin aus dem Grab scheint sich hier etwas getan zu haben«, bemerkte Arson, der Mann mit der Silberhaut. »Aus Meer wurde Wildnis… so etwas kann im Verlauf vieler Jahrmillionen oder Jahrhunderttausende vorkommen, aber nicht in wenigen Tagen oder Wochen…«

»Vielleicht vergeht hier die Zeit anders«, sinnierte der Inder. »Während auf Marlos eine Woche vergeht – verstreichen hier eine Million Jahre. Mit der Zeit gibt es ja stets Probleme, wenn man versucht, ihr auf die Schliche zu kommen…«

»Wenn es nur die Zeit ist, bin ich noch zufrieden«, entgegnete Björn. »Aber ich habe das Gefühl, als wären wir ganz woanders gelandet.«

Er konzentrierte sich auf seine Fähigkeit, den Doppelkörper entstehen zu lassen, um einen Blick in die undurchdringliche Wildnis zu werfen. Doch wie beim erstenmal mußte er auch jetzt die Erfahrung machen, daß hier auf Lemuria eine Verdoppelung seines Körpers nicht möglich war. Dies erschwerte ihr Vorgehen.

»Wir werden den Dingen auf den Grund gehen. Wir sehen uns zunächst den äußersten Grenzbezirk dieses Dschungels an, der eigentlich nicht da sein dürfte. Hüten wir uns vor Unaufmerksamkeit. Ich werde das Gefühl nicht los, daß unsere Freunde einen anderen

Weg eingeschlagen haben, um uns…«

Er wurde mitten in seinen Ausführungen unterbrochen.

Eins Zischen erfüllte plötzlich die Luft.

Sie wurden davon vollkommen überrascht.

Die Blütenkelche öffneten sich blitzartig. Zwischen den regenbogenfarbenen zarten Blättern wurde ein schwarzrotes Loch sichtbar, und das laute Zischgeräusch entströmte den Öffnungen.

Gas!

Sie rochen es sofort. Es war schwer und betäubend, wie süßes Gift.

»Zurück!« rief Hellmark, der von dem ausströmenden Gas wie von einem körperlichen Schlag getroffen wurde.

Die Luft war durchsetzt von einer derartigen Intensität, daß jedes Sauerstoffmolekül sofort eliminiert wurde.

Hellmark taumelte und hielt den Atem an.

Die Öffnung im Fels lag nur drei Schritte von ihnen entfernt.

Doch das war schon zuviel!

Keiner von ihnen schaffte mehr als einen Schritt.

Arson stürzte zu Boden, Björn folgte ihm, und Rani versuchte noch, sich an einem Felsvorsprung festzuklammern.

Das Gas wirkte von einem Atemzug zum anderen.

Steif und reglos blieben sie auf dem Boden liegen, und ihre Sinne erloschen.

Whiss erging es nicht anders.

Ihn erwischte es in vollem Flug. Zwei Meter vor dem Höhleneingang entfernt verlor er die Kontrolle über seinen Flug.

Die zarten Flügel wurden steif, der kleine Kobold stürzte auf den rauhen Steinboden und rutschte – ohne daß es ihm noch bewußt wurde – in einen Spalt zwischen zwei Felssteinen und blieb in einem spinnwebartigen Strunk hängen, in dem sich sofort ein bizarres, schwarzes Etwas zu rühren begann…

*

Die beiden Streifenbeamten, die zu Dona Jeffers’ Adresse geschickt worden waren, verloren keine Zeit. Als die Frau nicht öffnete, gingen sie mit Gewalt vor. Sie rannten die Wohnungstür ein und stürzten mit gezogenen Revolvern ins Apartment.

Ihren Augen bot sich ein Bild der Zerstörung.

In Büro und Wohnung schien eine Bombe explodiert zu sein. Keine Lampe war mehr ganz, keine Tapete unbeschädigt, alle Sessel waren aufgeschlitzt wie mit einem Messer, an den Schränken gab es keine heile Tür mehr, an den Stühlen waren sämtliche Beine abgeknickt.

Daß die Frau noch lebte, die mitten in diesem Durcheinander lag, war fast ein Wunder.

»Alles okay, Miss?« fragte sie der eine Cop.

Dona Jeffers, war noch benommen und brauchte ein paar Minuten, ehe sie wieder ansprechbar war. Sie hatte eine Beule am Kopf.

Stöhnend richtete die junge Frau sich auf und berichtete mit stockender Stimme, was sich ereignet hatte. Sie stieß auf ungläubiges Erstaunen.

Als Dona sich so weit erholt hatte, daß sie wieder auf den Beinen stehen konnte, sahen die beiden Streifenbeamten sich in der Wohnung um.

»Dürfen wir mal Ihr Telefon benutzen?« fragte der eine schließlich.

Er durfte und rief im Police-Headquarters an. »Ich glaube, wir haben da etwas für Captain Muller.«

»Na, der wird sich freuen«, erklang es leise lachend aus der Muschel. »Scheint langsam zu einer Manie für ihn zu werden, daß er immer nachts aus den Federn muß. Okay, Jack, ich sag' ihm Bescheid.«

Zwanzig Minuten später traf Captain Muller in Dona Jeffers Wohnung ein.

»Achten Sie nicht auf meinen Aufzug, Miss«, entschuldigte er sich, als er der jungen Frau die Hand reichte. »Aber fiel Zeit zum Anziehen konnte ich mir nicht mehr nehmen. Es reichte gerade noch für den Anzug über den Pyjama – und dann in den Mantel. Das ist in der letzten Zeit in der Tat meine Lieblingskleidung. Immer wenn ich gerade ins Bett will oder eingeschlafen bin, klingelt's Telefon, und ich muß mir dann solche Wohnungen ansehen wie die Ihre jetzt…«

»Wollen Sie damit sagen, daß so etwas öfter passiert?« Dona Jeffers' starrte ihn mit großen Augen an.

»Nicht oft. Innerhalb der letzten achtundvierzig Stunden aber immerhin zum zweiten Mal. Und so etwas gibt schließlich zu denken. Besonders in diesem Zusammenhang…«

»In welchen Zusammenhang, Captain?«

»Im Zusammenhang mit dem Verschwinden von vierzehn angesehenen Bürgern aus dieser Stadt. Ihr Bruder gehört dazu. In der Wohnung von Professor Harrison stießen wir auf das gleiche Phänomen. Da war auch alles auf den Kopf gestellt. Nur mit dem Unterschied, daß es da keinen Zeugen gab, als es passierte. Harrisons Wohnung war zu diesem Zeitpunkt versiegelt. Die Kraft, die in seine Wohnung gelangte, konnte weder durch Fenster noch durch Türen gekommen sein. Wir standen vor einem erneuten Rätsel im Zusammenhang mit dem Verschwinden von vierzehn Männer. Es gab Anzeichen, die bewiesen, daß die Zerstörung in der Wohnung etwa zu dem Zeitpunkt stattgefunden hatte, als Professor Harrison durch einen Freund in New York gesehen wurde. Durch Sie habe ich nun erfahren, was sich hier abspielte. Ich habe Details erfahren. Ich hatte gehofft,

durch Sie eventuell noch etwas zu hören…«

»Was hätte ich Ihnen noch sagen sollen, Captain?« fragte Dona Jeffers überrascht.

»Haben Sie zufällig etwas von Ihrem Bruder gehört, Miss Jeffers?« Muller stellte die Frage gezielt und ließ dabei seine Gesprächspartnerin keine Sekunde aus den Augen.

»Wie… kommen Sie denn darauf?« reagierte Dona Jeffers mit einer Gegenfrage.

»Eine komische Frage, ich weiß, aber in diesem seltsamen Fall sind mir einige Gedanken gekommen. Ich habe in den letzten Tagen unter anderem auch viele Fachleute gesprochen, die sich mit der Erforschung übersinnlicher Phänomene verstehen. Wir gehen davon aus, daß Harrison der auslösende Faktor für die Ereignisse in seiner Wohnung war – in diesen Raster würde dann auch das Ereignis hier fallen. Mit brutaler Gewalt tritt ein übersinnliches Phänomen auf – und der Auslöser all dieser Dinge hält sich irgendwo in der Nähe auf…«

»Ich verstehe nichts, ich verstehe überhaupt nichts mehr!« Dona Jeffers schluckte. Sie preßte beide Hände gegen ihr Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Ich kann es Ihnen nachfühlen«, sagte Muller leise. »Es tut mir leid, Sie so zu quälen. Doch nur durch Fragen kommen wir weiter und…«

Da schlug das Telefon an. Insgesamt klingelte es dreimal, ehe Dona Jeffers abhob.

»Ja?« meldete sie sich erstaunt. Daß noch jemand um Mitternacht anrief, war mehr als ungewöhnlich, und sie brachte es unwillkürlich mit der Polizeiaktion in Zusammenhang, die hier stattfand.

Die Frau lauschte, fuhr zusammen und wurde weiß wie ein Leintuch.

»Bill…?« stammelte sie dann tonlos. »B-i-l-l? Bist du’s… wirklich…?«

Da merkte auch Captain Muller, wie es ihm eiskalt über den Rücken rieselte…

*

Sekundenlang verschlug es ihr die Sprache.

Sie starrte auf den Captain und hielt mit zitternder Hand die Sprechmuschel zu.

»Was… was soll ich nur sagen?« stammelte Dona. »Er… ist’s… kein Zweifel… Bill… am anderen Ende der Strippe.«

Muller war von der unerwarteten Wende der Dinge selbst aufs äußerste überrascht.

»Sprechen Sie mit ihm! Halten Sie ihn auf…«, wisperte er erregt.

»Es gibt tausend Fragen, Sie kennen sie selbst… stellen Sie sie!«

Er wedelte mit den Armen in der Luft herum wie Kermit der Frosch in der Muppets-Show, wenn er einen Prominenten ankündigt.

Er winkte einem der beiden Polizisten und gab ihm den Auftrag, sofort über Polizeifunk Kontakt mit dem Headquarters aufzunehmen. »Die sollen dort alle Hebel in Bewegung setzen und feststellen, woher das Gespräch kommt… Los, Tempo, jede Sekunde ist kostbar…« Er scheuchte den Cop förmlich aus der Wohnung, stellte sich dann neben Dona Jeffers und lauschte am Hörer, den sie fest ans Ohr gepreßt hielt.

»Bill, wo bist du? Wie geht es dir? Von wo aus rufst du an?« Sie war derart verwirrt, daß sie ständig fragte.

»Beruhige dich, Dona…«, klang es leise und fern aus dem Hörer. »Es geht mir gut…«

»Was haben sie mit dir gemacht, Bill? Was ist überhaupt geschehen? Oh, mein Gott, ich bin so aufgeregt… ich kann es kaum fassen, daß ich deine Stimme wirklich höre.«

»Ich bin’s, du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen, aber ich bin noch nicht ganz frei.«

»Wie soll ich das verstehen, Bill?«

»Ich werde es dir später erklären, wenn ich wieder anrufe.«

»Warum kommst du nicht hierher?«

»Das geht nicht.«

»Kann ich zu dir kommen?«

»Nein… du wirst alles später verstehen. Ich kann hier nicht weg, ich muß noch eine Bedingung erfüllen.«

»Welche Bedingung?«

»Willst du mir helfen, Dona?«

Seine Stimme klang flehentlich.

»Ich tue alles für dich, was ich tun kann, Bill.«

»Dann gib’ der Polizei Bescheid. Da ist ein Mann namens Björn Hellmark. Ich muß ihn sprechen… Es ist wichtig für mich… lebenswichtig…«

Captain Muller, der jedes Wort mitbekam, wurde nervös.

Nun passierte auch dieses Verlangen zum zweiten Mal!

Bereits Professor Phil Harrison hatte während seines gespenstischen Auftauchens behauptet, eine Botschaft für Hellmark zu haben.

Muller spürte, wie Mißtrauen in ihm wach wurde.

Wer war dieser Mann wirklich? Er kannte seinen Namen und wußte daß er mit einem der als vermißt gemeldeten Personen befreundet war. Aber woher dieser Hellmark kam, wo er wohnte – das alles war ihm ein Rätsel. Er hatte einen guten Eindruck hinterlassen, und Muller glaubte, sich auf seine Menschenkenntnis verlassen zu

können. Er nahm Hellmark ab, daß er als Mitarbeiter des verschwundenen Verlegers ein Interesse an seinem Wiederauftauchen hatte.

Aber in Menschen konnte man sich auch täuschen.

Ob dieser Hellmark vielleicht an dem mysteriösen Verbrechen mitbeteiligt war und sich zum Schein nur an einer Aufklärung beteiligte?

Wie aber paßte dies dann alles zum Verlangen sowohl des rätselhaft aufgetauchten Professors Harrison als auch zu diesem nicht minder rätselhaften Telefonanruf Bill Jeffers'?

Muller merkte, daß er mit Logik allein mal wieder nicht weiterkam. Wie schon so oft in diesem vertrackten Fall.

Dona Jeffers blickte den Captain fragend an.

»Auskundschaften Sie, wer dieser Hellmark ist«, zischte er.

»Was ist das für ein Mann, Bill? Ich habe den Namen nie gehört…«

»Das kann ich dir nicht sagen… ich werde noch mal zurückkommen und nachfragen, was du ausgerichtet hast… versuch' vor allen Dingen ausfindig zu machen, wo ich diesen Hellmark treffen kann…«

»Bill«, sagte sie schnell. Seine letzten Worte hatten geklungen, als wolle er das Gespräch unterbrechen. »Nicht auflegen! Wo bist du? Wer hält dich fest? Was ist geschehen?«

»Keine Fragen mehr, Dona… alles weitere… zu einem anderen Zeitpunkt…«

»Was ist mit deiner Stimme? Mir ist es die ganze Zeit schon aufgefallen. Sie klingt… so verändert…«

»Ich bin ein bißchen müde, das ist alles.«

Kein genaues Wort der Erklärung folgte.

Aber Dona hatte den Sinn des Gespräches, das bisher so wenig erbracht hatte, begriffen. Zeit gewinnen hieß die Devise. Wenn es Polizei und Telefongesellschaft gelang, den Ort ausfindig zu machen, von dem aus angerufen wurde, war schon viel gewonnen.

Muller saß wie auf heißen Kohlen.

Seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, hängte Bill Jeffers auf.

*

Captain Muller fluchte.

Er rief sofort seine Dienststelle an. Dort bedauerte man, den Standort des Anrufers nicht festgestellt zu haben.

»Wir hätten noch eine Minute gebraucht. Den Stadtteil hatten wir schon…«

»Na, wenigstens etwas.«

Der Anruf war von der Bronx gekommen.

Wahrscheinlich von einer öffentlichen Fernsprechzelle aus.

Sämtliche Polizeistreifen wurden alarmiert, die Beamten aufgefordert, alle Straßenzüge und Hauseingänge besonders scharf zu kontrollieren.

Viel versprach sich Muller von dieser Aktion nicht, aber es war wenigstens etwas. Man hatte das Gefühl, nicht sinnlos herumzusitzen und zu warten.

Jeffers' Mitteilung war im Grund genommen Dynamit. Er hatte angekündigt, sich noch mal zu melden. Hier baute Muller seinen zweiten Plan auf. In Dona Jeffers' Telefon wurde eine Wanze eingebaut und an ein Tonbandgerät angeschlossen.

Ehe Muller die Wohnung verließ, bestätigte er der Frau, daß ein Mann namens Björn Hellmark ihm bekannt wäre und er schnellstens Kontakt mit ihm aufnehmen würde. Hier sagte er nur die halbe Wahrheit.

In den zurückliegenden Tagen war es stets so gewesen, daß es Hellmark oder sein Freund Rani Mahay war, der die Begegnungen forcierte.

Muller mußte warten, bis einer von ihnen wieder an ihn herantrat…

Dona Jeffers räumte in der verwüsteten Wohnung noch etwas auf. An Schlaf war nicht zu denken. Die Frau war stark aufgewühlt und fand trotz einer Schlaftablette keine Ruhe mehr.

Die Uhr schlug halb zwei.

Seit einer halben Stunde war das Haus leer, Muller gegangen.

Dona Jeffers starrte auf das Telefon neben ihrem Bett und hatte das Gefühl, daß es jeden Moment wieder rasseln würde. Doch dieser Gedanke ist absurd, sagte sie sich im stillen. So spät in der Nacht wird er nicht mehr anrufen. Dieser Hellmark läßt sich schließlich nicht von einer Stunde zur anderen auftreiben…

Aber wenn er anruft, dann wollte sie ihn fragen, was er von diesem Mann wollte.

War sie eingeschlafen oder kam es ihr nur so vor?

Sie zuckte plötzlich zusammen.

Da war doch jemand!

Eine Gestalt stand neben ihrem Bett!

Dona Jeffers wollte schreien. Plötzlich legte sich hart eine Hand auf ihren Mund.

»Nicht schreien… ich bin's, Bill«, sagte die leise, ihr vertraute Stimme. Die Hand, die ihren Mund verschloß, war kalt wie Eis.

*

Die Kälte schien durch ihre Poren in ihren Körper zu kriechen.

Dann löste Bill Jeffers vorsichtig seine Hand von ihrem Mund.

Dona fühlte sich einen Moment so schwach, daß sie nicht in der Lage war, zu sprechen.

»Verhalte dich ruhig, dann wird dir nichts geschehen«, vernahm sie wie durch Watte die Stimme ihres Bruders.

Wie fremd, kalt und abweisend diese Stimme klang!

Dona Jeffers erschauerte.

Kein Wort des Trostes, kein Ausdruck der Freude über das Wiedersehen!

»Bill, was ist los, was… haben sie mit dir gemacht? Du bist… so verändert…« Ihre Stimme klang wie ein Hauch.

Dona Jeffers blickte zu der Gestalt an ihrer Seite auf, tastete nach dem Lichtschalter und betätigte ihn.

Ihre Augen gewöhnten sich sofort wieder an die Helligkeit, und sie konnte ihren Bruder aus allernächster Nähe sehen.

Sie erschrak.

Wie sah er aus!

Blaß und welk, als ströme kein Tropfen Blut mehr durch seine Adern. Er wirkte auf sie wie eine Mumie.

»Oh, mein Gott«, kam es über ihre Lippen. »Was haben sie nur mit dir gemacht?«

»Ich nehme an, du hast die Botschaft, um die ich dich bat, weitergegeben?« sagte er unpersönlich, ohne auf ihre Worte einzugehen.

Dona Jeffers zog fröstelnd die Schultern hoch.

War das wirklich Bill? Täuschte sie sich da nicht?

Mund und Nase waren kühn gezeichnet… die hochstehenden Backenknochen… das Muttermal am rechten Ohrläppchen. Das alles waren für sie untrügliche Zeichen, und doch stiegen Zweifel in ihr auf.

Dieser Mensch, der eine so furchtbare Kälte verströmte, war eine Marionette, ein Roboter.

Sie nickte instinktiv auf seine Frage. »Wie kommst du hier herein?« flüsterte sie ängstlich. »Die Tür… ist doch abgeschlossen… und…«

»Türen und Wände sind kein Hindernis mehr für den, der das Glück hatte, daß Vontox’ Geist ihn streifte.«

»Vontox?«

»Du wirst ihn auch kennenlernen…« Er hatte die Augen auf sie gerichtet, und doch wurde Dona Jeffers das Gefühl nicht los, daß er durch sie hindurchblickte. »Ich werde dich zu ihm bringen…« Seine Pupillen waren matt und glanzlos. Es war kein Leben in ihnen…

Dona Jeffers spürte instinktiv die große Gefahr, die ihr drohte, ohne daß sie sie hätte beschreiben können.

Die junge Frau schüttelte heftig den Kopf. »Das ist alles ein böser

Traum… Bill, in diesen wenigen Tagen kannst du dich doch nicht so verändert haben…«

Sie zog die Beine an und entfernte sich weiter von dem Mann, der wie ein Gespenst in ihr Schlafzimmer gekommen war.

»Ich bin dein Bruder«, lachte er rauh, und seine Stimme klang ohne jegliches Gefühl. »Warum weichst du vor mir zurück…«

»Ich habe Angst, Bill… entsetzliche Angst!«

Sie zog die Decke höher, als würde sie die vor jeglicher Gefahr schützen.

Bill Jeffers griff nach ihr und riß die Decke weg. Achtlos schleuderte er sie zur Seite.

Dann packte er auch schon die Handgelenke seiner Schwester. Dona Jeffers hatte dem harten Griff nichts entgegenzusetzen.

»Ich will, daß du mitkommst. Weil Vontox es so will… er ist der Herr…«, stieß Bill Jeffers, der Untote, hervor.

Von den Gefühlen, die er einst als Mensch besaß, spürte er nichts mehr. Er war wie ein Stück Holz, seelenlos, denn ein Seelenfresser hatte ihn ausgesaugt. Er konnte sich bewegen und sprechen, empfand aber nicht mehr, was er sagte.

Dona Jeffers kam nicht mehr zum Schreien.

Sie sah das hell glühende Auge oberhalb der Nasenwurzel ihres Bruders. In seiner ovalen Form und Unterteilung erinnerte es sie an einen Schildkrötenpanzer.

Das gleiche Gebilde – nur um ein Vielfaches größer – schwebte plötzlich über ihr wie ein seltsamer, magischer Helm. Er senkte sich ruckartig auf sie beide herab, übergoß sie mit seinem hellen Glanz und schlug eine regelrechte Brücke zu dem dritten Auge auf Bill Jeffers' Stirn.

Der ganze Vorgang dauerte keine drei Sekunden.

Vontox' magische Brücke ragte über die Dimensionen hinweg. Dort, im Lemuria einer anderen Dimension, befand er sich und existierte sein Ego seit Jahrhunderttausenden. Hier in der Welt der dritten Dimension, in der die Erde lag, aus der Lemuria stammte, gab es seit neuestem einen zweiten Pol, der auf das magische Todeszeichen Vontox' ansprach.

Dona Jeffers und ihr Bruder verschwanden in dem Moment, als die junge Amerikanerin wie von Sinnen zu schreien anfing.

Lautlos wurden die beiden Körper aus ihrer Umwelt gelöst, wie Schemen, die vergingen.

Dona Jeffers meinte, in einen endlosen Schacht zu fallen. Ihr eigener, markerschütternder Schrei begleitete sie und verlor sich mit ihr im Nichts, in das niemand hineinhören und -sehen konnte.

Dann hatte sie ebenso plötzlich, wie sie den Boden unter den Füßen verloren hatte, wieder festen Stand.

Eine fremdartige Welt umgab sie. Düster, geheimnisvoll und bedrohlich.

Dona Jeffers hatte das Gefühl, man hätte sie auf einen feindseligen, unwirtlichen Stern versetzt.

Eine große, hügelige Ebene lag vor ihr, die sich am schwarzen Horizont als unregelmäßig gewellte Linie verlor.

Am Himmel in der Ferne glomm rätselhafter Schein. Widerschein – aus einem tätigen Vulkankrater?

Dona Jeffers hörte auf zu schreien, sah sich nur noch um und glaubte an einen Spuk, an einen Traum, aus dem sie jeden Moment erwachen würde.

Die Ebene war rauh, und weit und breit gab es außer einigen vereinzelt stehenden, kahlen und kantig wirkenden Bäumen kein Anzeichen von Leben…

*

Noch mal sah Dona Jeffers die gleiche Erscheinung wie in ihrem Schlafzimmer. Doch diesmal betraf sie nur ihren Bruder.

Das leuchtende Gebilde, das aussah wie der gespenstisch scheinende Panzer einer großen Schildkröte, bedeckte Bill und löschte ihn aus.

Bill Jeffers kam abermals auf die Erde der dritten Dimension, die Erde der Gegenwart…

Im Kernschatten des Apartment- und Bürohochhauses schälte sein welker ausgemergelter Körper sich aus dem Dunkel.

Die Haut des Mannes fühlte sich eigenartig hart und trocken an. Wie die Borke eines Baumes…

Am Straßenrand, wenige Schritte vom Eingang des Hochhauses entfernt, blieb er stehen.

Jeffers' Gesicht wirkte hart, wie aus Stein gemeißelt.

Spannung ging durch seinen Körper. Sein Aussehen veränderte sich grundlegend und rapide.

Der Leib schien sich zu strecken, der Kopf wurde kantig wie ein bearbeiteter Asphaltblock, und die Arme reckten sich zur Seite hin weg wie Äste.

Es *waren* Äste…

Jeffers' Füße versanken im Asphalt, durchbohrten die harte Teerdecke, und armdicke Wurzeln wuchsen in die Tiefe – gaben dem neuen, blattlosen Baum, der da mitten in der Nacht unbemerkt wuchs, Halt und Standfestigkeit…

*

Als er sich der ersten Gefühle bewußt wurde, war ihm noch längst nicht klar, was eigentlich los war.

Björn Hellmark hörte leise, einschmeichelnde Stimmen.

Sirenenhafter Gesang…

Luft wurde ihm zugefächelt, und einmal hatte er das Gefühl, als würde eine zarte Feder über sein Gesicht streicheln.

»Carminia?« fragte er leise und verträumt. »Was sind denn das für… neue Spiele? Hast du ’nen… Paradiesvogel gefangen?«

Er versuchte die Augen zu öffnen, aber seine Lider waren schwer wie Blei.

»Es sind keine neuen Spiele«, vernahm er eine freundliche, sympathische Stimme. Es war die einer Frau. Aber sie gehörte nicht Carminia Brado. »Es sind die Spiele der Freundlichkeit und Zuneigung. Und sie sind so alt wie die Welt…«

Er wollte etwas sagen. Aber seine Zunge lag so schwer in seinem Mund, und das Sprechen, war wie ein Wunsch, den er sich nicht erfüllen konnte.

»Es dauert noch eine gewisse Zeit«, hörte er wieder die gleiche Stimme. Irgendwann und irgendwo hatte er sie schon mal gehört. Aber wo? »Es gibt Dinge, die kann man nicht erzwingen. Doch es wird wieder werden… einmal hast du schon gesprochen. Du kommst bald ganz zu dir… der Duft der Blüten… hat dich betäubt…«

Björn Hellmark stöhnte leise. Er versuchte sich auf die andere Seite zu legen. Er wußte nicht recht, wie er es machen sollte.

Aber dafür kriegte er jetzt die Augen auf.

Schemenhafte Umrisse eines schönen Gesichtes. Rote Lippen lächelten ihm zu.

»Tayaa«, flüsterte es. »Du erkennst mich wieder…«

»Ja«, flüsterte er. »Ein Traum… es ist der Traum, auf den ich gewartet habe…«

»Siehst du, es wird alles wieder gut. Du kannst dich erinnern, und deine Sprache stabilisiert sich…«

Damals, als er ihr zum erstenmal begegnete. Wie lange lag das schon zurück. Krampfhaft versuchte er sich zu erinnern, aber jeder Zeitbegriff war ihm verlorengegangen.

»Es ist… kein Traum, Mann mit dem Schwert«, hörte er die sanfte Stimme wieder in seinem Hirn. »Es ist die Wirklichkeit… die Wirklichkeit. Versuch’ es zu erkennen…«

Doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte es nicht erfassen.

Er schwebte mit seinen Gefühlen und seinem Erkennen auf einer Schwelle zwischen Wachen und Träumen.

Der Schleier vor seinen Augen lichtete sich.

Jetzt sah er das Gesicht noch besser, die kurzgeschnittenen Haare rahmten das zarte Gesicht.

Tayaas Vorderseite war wie Haut, und bis auf ein türkisfarbenes, tangaartiges, aber sehr luftig wirkendes Kleidungsstück war sie nackt. Auf dem Rücken wuchsen samtweiche, dicht aneinanderliegende Federn, und die Arme waren Schwingen, die sich sanft bewegten und ihm kühle Luft zufächelten.

»Du hattest mir versprochen, im Traum zu mir zu kommen… mich aufzuklären über Dinge, die mein Leben betreffen, sobald ich wieder in Lemuria weilen werde… ich habe die Absicht, nach Lemuria zu gehen… es gibt so viele Fragen…« Seine Stimme wurde plötzlich schwächer, und er merkte, daß da in seinen Ausführungen etwas nicht stimmte. War er denn nicht schon nach Lemuria gegangen? Wieder gab es eine Lücke in seinem Gedächtnis…

Der Gesang rings um ihn herum verstärkte sich. Es waren sphärenhafte Stimmen, die ihn offenbar davon abhielten, wieder einzunicken.

»Nicht mehr einschlafen, Mann mit dem Schwert… lausche meiner Stimme…«

»Ja, das will ich tun… Erzähl' mir alles, Tayaa, was ist los mit meinem Gedächtnis .?«

»Der Blütenduft hat dich in diesen Zustand versetzt… aber die Wirkung schwächt sich permanent ab… ich bin froh, daß ich rechtzeitig kommen konnte, dir zu helfen…«

»M-i-r?« dehnte er das Wort. »Da ist doch noch etwas anderes, Tayaa…«

In seiner Erinnerung rührte sich etwas, und er drängte mit Gewalt die erneut aufkommende bleierne Müdigkeit zurück, in deren umfassendem Zugriff er zu versinken drohte.

Diesmal siegte sein Wille.

»Nein, Mann mit dem Schwert – da ist nichts anderes. Wir haben dich gefunden, ehe ein schrecklicher Plan voll wirksam werden konnte, scheint mir… sonst ist nichts gewesen…«

»Doch, Tayaa«, flüsterte er. »Die Freunde!« plötzlich war der Druck in seinem Kopf weg. »Arson und Rani – wo habt ihr sie gelassen?«

Das Gesicht der Vogelherrscherin wurde zu einem einzigen Fragezeichen. »Außer dir – gab es niemand, Mann mit dem Schwert…«

*

Das stimmt nicht, schrie es in ihm.

Also doch ein Traum, deshalb kann sie es nicht wissen, erfolgte sogleich die sezierende Analyse durch seine eigenen Gedanken.

Er lag in der Nähe des Höhleneingangs, war dem betäubenden Gas zum Opfer gefallen, und während er schlief und sich bemühte, wach

zu werden, tauchten diese Traumbilder auf. Tayaa, die sich in die Träume der Menschen einschleichen konnte, nutzte ihre Chance. Aber warum fütterte sie ihn dann mit falschen Informationen?

Sie mußte ihre ganze Überredungskunst aufbieten, um ihm plausibel zu machen, daß er sich irrte. Ihr hartnäckiger Widerstand bewirkte, daß er weiter dem dösigen Zustand entfloh.

Jetzt erkannte er auch seine gesamte Umgebung.

Er befand sich mitten in einem paradiesischen Garten, sah schattenspendende Bäume und Büsche, Stämme, an denen handtellergroße Blüten wuchsen, die in auffallend kraftvoll roter und gelber Farbe auftraten. Ihr Duft war angenehm.

Auch zwischen den Bäumen und palmblätterartigen Gräsern wuchsen mannshohe Blüten.

Es waren die gleichen Blumen, die sie betäubt hatten!

Tayaa merkte den fragenden Blick' und das Zusammenzucken ihres Schützlings.

»Nicht, was du denkst«, schüttelte sie auf Menschenart den Kopf. »Wir begeben uns nicht in Gefahr, um dich zu retten – und dann der gleichen Gefahr wieder auszusetzen. Worin läge da der Sinn?«

»Wo die Mächte des Bösen wirken, muß man mit allem rechnen. Gerade im Widersinn liegt deren Logik.«

»Ja, da hast du recht. Ich kenne es aus eigenem Erleben… ich war Stein und doch am Leben, verflucht durch einen Bann des schrecklichen Vontox.«

Da war es wieder. Mit ähnlichen Worten sprach sie von jenen Dingen, die im Mittelpunkt gestanden hatten, als es zu ihrer ersten Begegnung kam.

»Sprich über Vontox! Das ist meine erste Bitte – und meine zweite: Bring mich an den Ort zurück, an dem du mich gefunden hast. Ich muß wissen, ob richtig ist, was du mir sagst.«

»Ich kann dir deinen zweiten Wunsch nicht erfüllen, Mann mit dem Schwert.«

»Weshalb nicht?« Hellmark versuchte sich zu erheben, um mehr von seiner Umgebung wahrzunehmen. Er fühlte sich so schwach, daß Tayaa und zwei andere Vogelfrauen in seiner Nähe zupackten, um ihn zu stützen.

»Deshalb – verstehst du nun?« mußte er sich vorwurfsvoll sagen lassen. »Du bist noch zu schwach. Du mußt froh sein, daß du schon wieder hören, sehen, sprechen und verstehen kannst. Es geht nur langsam aufwärts… Wenn die betäubende Fata Morgana aus den Ebenen des Todes über das Meer weht, werden die Gefahren groß. Eine allzu starke Körperbelastung kann auch dir noch den Tod bringen…«

Ihre Worte klangen überzeugend und ernst.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf dem Lager auszuharren.

Er lag weich und bequem, ein wenig erhöht.

Das Lager bestand aus samtigem Moos und Blütenblättern, die zart wie Seide waren.

Das Bett, auf dem er lag, befand sich in ständiger, leicht schaukelnder Bewegung, und erst viel später wurde ihm bewußt, daß es auf dem blauschimmernden Wasser einer Lagune schwamm, die eingebettet lag zwischen Bäumen und Blumen.

Er erblickte schließlich auch die Wesen, die für den Gesang verantwortlich waren, und deren sphärenhafte Töne ihn angenehm berührten.

Er spürte, daß diese Gesänge sich auf sein körperliches Wohlbefinden auswirkten. Die Benommenheit wich mehr und mehr. Er konnte schließlich Essen und Trinken zu sich nehmen. Die Vogelfrauen waren auf vegetarische Kost eingerichtet. Es gab weiche Hülsenfrüchte und süßes Obst, eine Art Salat, der in fetter Tunke schwamm. Ausgesprochen herzhaft und vielseitig waren die Getränke.

Nach reichlichem Genuß mehrerer Schalen dieser kräftigen Getränke schlief Hellmark ein. Tayaa, die Herrscherin, gab ihren Begleiterinnen einen Wink. »Er wird es schaffen… beobachtet ihn und gebt mir Bescheid, wenn sich eine Änderung seines Zustandes einstellt…«

Sie richtete sich auf. Leicht wie eine Feder erhob sie sich, schwebte auf ihren großen weichen Flügeln ans Ufer zurück und verschwand dann stolz aufgerichtet zwischen hohen, schattenspendenden Bäumen.

Die Häuser und der Palast aus einem grünen, jadeähnlichen Stein, der sich kaum von der grünen Umgebung abhob, lagen mitten in der gepflegten Wildnis. Dies war kein wildwuchernder Dschungel wie auf der Erde. Zwischen den Bäumen und Büschen gab es saubere Pfade. Die Welt der Vogelmenschen war geordnet und kultiviert. Und hier im Dschungel sah man auch Kinder und Männer. Bei der Arbeit und beim Spiel. Die Männer wirkten graziler als die kämpferischen schönen Frauen, deren Federkleid schillernder und farbenfroher war als das der männlichen Bewohner.

Als Tayaa auf der Bildfläche erschien, wurde sie mit Ehrerbietung gegrüßt. Sie war eine zu Fleisch gewordene Legende. Dieses kleine, versteckt und verstreut lebende Volk war eine Laune der Natur und es war eines jener freien Völker, die es noch auf dem magisch verseuchten Lemuria gab.

Seit Jahrtausenden wartete dieses Volk auf die Prophezeiung, daß die gerechte Herrscherin wieder zurückkehrte. Generation um Generation verging, aber nicht die Idee und die Kraft der Hoffnung. Und dann kam der Tag, an dem ein Sucher, ein Kämpfer gegen die Mächte der Finsternis das Grab in Lemuria fand und die versteinerte

Herrscherin ins Leben zurückrief. Dieser Mann war Björn Hellmark gewesen.

Als Tayaa in ihrem Blütenpalast verschwand, war sie ernst und nachdenklich. Sie wußte, daß eine große Entscheidung bevorstand…

*

Als Hellmark das nächste Mal erwachte, wußte er wiederum nicht, wieviel Zeit vergangen war. Er fühlte sich gut ausgeruht und erholt, hätte Bäume ausreißen können.

Sein Moos- und Blütenlager schwamm in einer bewachten Bucht. Jenseits des blauen Himmels wirkte die Welt eigenartig verwaschen und trist.

»Das ist das eigentliche Lemuria, das Lemuria, wie Vontox es will. Ohne Licht und ohne Sonne«, erfuhr er durch Tayaa, die sofort nach seinem Aufwachen unterrichtet worden und gekommen war. Hellmark konnte aus eigener Kraft aufstehen. Seine Hand zuckte zum Schwert. Es war verschwunden!

Tayaa nickte, als sie seine Reaktion bemerkte. »Meine Helferinnen haben es sichergestellt. Sie hatten einige Mühe damit… Das Schwert befindet sich in meinem Palast…«

Dorthin gingen sie. Björn fühlte sich wie immer, und der Wunsch, die Suche nach den Freunden aufzunehmen, wurde immer stärker in ihm. Die Schönheiten des Jadepalastes und der Blumengärten erfaßte er nur am Rand. Viel wichtiger war ihm das, was Tayaa über Vontox und die Rätsel und Gefahren dieser Welt mitzuteilen wußte.

Auch auf jene mysteriöse ›Fata Morgana aus den Ebenen des Todes‹ kam er zu sprechen.

»Du hast die Todesblumen gesehen, hast ihren Duft eingeatmet. Aber sie sind nicht wirklich da gewesen. Sie haben ihre Ursache in der Vorstellung der Seelenfresser…«

Björn zuckte zusammen. Das war der gleiche Begriff, den sein Freund Ak Nafuur in der zwölften Botschaft hinterlassen hatte.

»Wer oder was sind die Seelenfresser?« wollte er wissen.

»Wir wissen, daß es sie gibt. Jeder weiß es. Aber keiner weiß, wie sie aussehen… sie sind jedoch schuld daran, daß der Weg zum › Verlorenen Thron‹ zu einem Marsch in den Tod wird. Von einem bestimmten Zeitpunkt an war es möglich, die Riten dort zu vollführen, um den ehernen Gesetzen Genüge zu tun…«

Der ›Verlorene Thron‹! Tayaa wußte, wo er stand?!

Er fragte sie auch danach. Sie war über seine Neugier nicht überrascht. »Während du betäubt warst und wir alles daransetzten, die Wirkung des Giftes in Grenzen zu halten, hast du oft im Halbschlaf gesprochen. Da sind auch diese Worte gefallen. Ja, ich weiß, wo der

Thron steht. Ich habe die Verpflichtung, nun – praktisch nach meiner Wiedergeburt – dorthin zu pilgern und den Göttern für ihren weisen Ratschluß zu danken sowie ihren Segen zu erflehen. Doch so einfach, wie es einst war, wie es vor allen Dingen eine Selbstverständlichkeit für die Herrscher der Völker auf Lemuria war, ist es nicht mehr. Die Seelenfresser behindern den Weg nach dort. Keiner mehr kann den ›Verlorenen Thron‹ erreichen…«

Zwischen Björns Augen entstand eine steile Falte.

Er rief die zwölfte Botschaft in sein Gedächtnis zurück. Ak Nafuurs Auftrag lautete eindeutig, daß er den ›Verlorenen Thron‹ finden und die Seelenfresser als Gefahr beseitigen müsse. Wenn weder das eine noch das andere aus Tayaas Sicht möglich war, dann bedeutete dies: Seine Mission war gescheitert, alles war umsonst gewesen! Mit dem zwölften Weg in die Dimension des Grauens – war er am Endpunkt angelangt…

*

Einen Moment war er niedergeschlagen, und aller Mut schien ihn verlassen zu haben. Dann gab er sich einen Ruck.

»Noch ist nichts verloren, noch weiß ich nichts Genaues«, murmelte er dann. »Ich bin bereit, den Weg zu gehen, den ›Verlorenen Thron‹ zu suchen…«

»Ja, ich weiß«, bestätigte ihm Tayaa. »Du sagtest es bereits in der Bewußtlosigkeit. Und ich weiß auch, daß du es ernst meintest. Denn du bist aus jenem Holz geschnitzt, aus dem Kämpfer und Abenteurer gemacht werden. Aber du hast noch etwas anderes gesagt, und das konnte ich nicht verstehen.«

»Dann sag' mir, was es war. Vielleicht kann ich es dir erklären.«

»Du hast von Freunden gesprochen, hast ihre Namen genannt. Du wolltest, daß wir uns den Platz, an dem wir dich fanden, noch mal ansehen. Wir haben es getan. Mit zwei meiner engsten Vertrauten und besten Amazonen bin ich den Weg zurückgeflogen.«

»Ihr habt sie gefunden«, stieß Björn hervor.

»Nein. Sie waren nie da gewesen. Du kannst nur von ihnen geträumt haben…«

»Bring' mich dorthin zurück, wo ihr mich gefunden habt. Ich muß mir selbst einen Eindruck verschaffen…«

Unter normalen Umständen wäre es für ihn kein Problem gewesen, sich augenblicklich Gewißheit zu holen. Mit seinem Doppelkörper Macabros hätte er sich an die Stelle versetzen können. Doch auf diesem in eine andere Dimension verschlagenen Urkontinent der Erde konnte er mit seiner Fähigkeit nichts ausrichten.

Tayaa erklärte sich schließlich bereit, seinem Drängen

nachzugeben.

»Wir werden dich begleiten.« Darauf bestarid sie.

Sie waren zu dritt, Tayaa und zwei mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Amazonen. Die Pfeile waren bis zum gefiederten Ende mehrfach gekerbt und im Schaft verschiedenfarbig schattiert. Dies waren keine gewöhnlichen Pfeile. Aber welch besonderen Wirkungsmechanismus sie hatten, das entzog sich seiner Kenntnis.

Er nahm schon an, daß eine der Vogelfrauen ihn wie einen Säugling packen und in der Luft mitschleppen würde.

Aber zum Glück gab es noch eine andere Möglichkeit.

Er bekam einen Flugreiter. Davon gab es nur wenige in der Stadt, und sie standen in erster Linie Alten und Kranken zur Verfügung. Es war ein vogelartiges Wesen, so groß wie ein Mensch und auf gezäumt wie ein Zirkusgaul. Die äußeren Federn waren mit grünen Jade- und Silberkugeln geschmückt, und ein Hauch von buntschillernder Gaze überzog das stumpfe, eintönige Federkleid. Der Flugreiter hörte auf den Namen Tweik und sah mit seinem etwas schiefgewachsenen, breiten Schnabel ulkig aus. Als ob er ständig lache…

Björn schwang sich auf den polierten, wie mit flüssigem Glas überzogenen Sattel. »Na, dann mal los, alter Junge! Halt dich dran, damit wir die schönen Mädchen nicht aus den Augen verlieren. Du bist jung und frisch und siehst vertrauenerweckend aus…«

Der schiefgewachsene Schnabel von Tweik verschob sich noch ein wenig weiter nach rechts. Die großen Augen drehten sich nach oben, und Björn hatte das Gefühl, als mustere der Flugreiter ihn eingehend und überlege, ob er das, was er vernommen hatte, auch glauben könne. Björn wußte, daß dies nur so schien. Ein Flugreiter hatte eine niedere Intelligenz und wurde von dem friedlichen Vogelvolk wegen der Ähnlichkeit zur eigenen Gestalt jedoch mit großer Zuvorkommenheit und Liebe behandelt.

Tweik schwang sich in die Luft. Er hatte einen hervorragenden Flugstil. Er zog die Flügel lang durch. Sein Körper lag gestreckt und wie ein Brett in der Luft.

Björn blickte hinunter auf die Lagune. Am Ufer gingen Amazonen und Vogelmänner spazieren. Das Blätterdach des Dschungels war so dicht, daß die Häuser und der Jadepalast Tayaas nicht auszumachen waren.

Rasch entfernten sie sich von jener Dschungelstadt und strebten dem grauen Schleier zu, der vor ihnen lag, eine Dunkelzone, die vom Licht der Sonne nicht mehr durchdrungen wurde.

Tayaa und die beiden bewaffneten Kriegerinnen flankierten den Flugreiter mit Björn.

Tayaa zog mit sanften, ruhigen Flügelschlägen neben ihm her und schwebte etwas über ihm. Sie konnten sich miteinander unterhalten.

Nun ergab sich endlich die Gelegenheit, daß er auch erfuhr, auf welche Weise man ihn entdeckt hatte.

»Meine Patrouillen stießen bis zur Grenze vor. Sie sahen dich, Mann mit dem Schwert, am Ufer liegen…«

Wenig später begriff er, was sie damit sagen wollte.

Sie drangen ein in das Halbdunkel einer Welt, die er kannte und die ihm doch unbekannt war.

Schon von weitem sah er die groteske Felsformation mit dem Höhleneingang.

Schäumende Wellen klatschten an das kahle, zerklüftete Gestein.

Dies war der Ort, an dem Rani, Arson und er angekommen waren. Aber sie hatten – beeinflußt durch hypnotische Bilder aus einer fremdartigen Region -Blumen gesehen. Doch nur die Wirkung der Blüten war Realität gewesen. Sie alle hatten eine Vision gehabt…

Tayaa lenkte Tweik, den Flugreiter, der Stelle entgegen, wo ihre Patrouillen Hellmark gefunden hatten.

Auf dem harten Boden gab es keinerlei Spuren. Von Arson und Rani, die wie er unter dem Giftgas zusammengebrochen waren, fehlte ebenfalls jede Spur.

In der Dämmerung suchte Björn gemeinsam mit Tayaa und den Amazonen den ufernahen Raum ab. Die Unruhe in Hellmark wuchs. Sorgenfalten lagen auf seiner Stirn.

Tweik klapperte gelangweilt mit dem Schnabel und flegelte sich in eine Felsnische, die er benutzte wie einen Stuhl. Seitlich zur Seite geneigt – das schien seine besondere Ruhestellung zu sein – wartete er ab, bis man ihn wieder brauchte.

Im Halbdunkel suchten Björn und seine fremdartig anmutenden Begleiterinnen den ufernahen Raum ab, in der Hoffnung, doch noch irgendeinen Hinweis auf den Verbleib von Arson und Rani zu finden.

War es ihnen gelungen, zu fliehen? Oder – waren sie von unbekannten Feinden verschleppt worden? War Björns Entkommen ein glücklicher Zufall? Als Arson und Rani schon beseitigt worden waren, wollten die gleichen Entführer möglicherweise auch ihn abholen. Da aber hatte Tayaas Patrouille ihn schon entdeckt und mitgenommen…

Es gab noch eine dritte Möglichkeit.

Rani und Arson waren betäubt und benommen, ohne ihn wahrzunehmen, den Weg zurückgelaufen, den sie gekommen waren. Das Gas hatte das Bewußtsein und das Erinnerungsvermögen stark in Mitleidenschaft gezogen, daß ihnen Einzelheiten entfallen waren. Björn mußte daran denken, wie sehr er darum hatte kämpfen müssen, die Lücke in seinem Gedächtnis wieder zu stopfen.

Sein Blick schweifte zum Höhleneingang.

»Ich werde den Weg zurückgehen, Tayaa, und sehen, ob sie

vielleicht in meine Welt geflohen sind. Ich kann es mir nicht vorstellen, doch ich muß alle Möglichkeiten ausschöpfen. Ich muß Gewißheit über das Schicksal der Freunde haben…«

Tayaa stand neben ihm. Sie drehte sich um und deutete in die entgegengesetzte Richtung, wo ein schmaler, schluchtähnlicher Spalt in die schwarzen, zerklüfteten Berge führte.

»Vielleicht sollten wir diesen Weg gehen«, schlug sie vor.

»Wie kommst du darauf?«

»Wenn deine Freunde wirklich bei dir waren und deine Meinung nicht auf ein Fehlverhalten deiner Sinne durch das betäubende Gift zurückgeht, dann besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sie diesen Weg gegangen sind.«

»Wie kommst du darauf?«

»Nur eine Vermutung. Man hat sie gefunden. Die betäubende Fata Morgana kam aus Vontox' Machtbereich. Daran gibt es keinen Zweifel. Dich hat man vergessen – oder nicht bemerkt, oder man wollte dich später holen…« Ihre Überlegungen glichen den seinen sehr.

Sie kamen überein, erst einen Blick in den Tempel mit dem Guuf-Schädel zu werfen und dann den Weg durch den Tunnel zu der wartenden Danielle de Barteaulieé zurückzugehen. »Vielleicht hat auch der Schädel des Guuf-Magiers mit den Dingen zu tun«, murmelte er. »Als ich das erste Mal aus Lemuria zurückkehrte, war er nach dem Frage- und Antwortspiel, das ich mit ihm durchgeführt hatte, spurlos verschwunden… Und jetzt, nachdem ich den Tempel erneut betrat, war er wieder an Ort und Stelle…«

»Vielleicht auch nur eine Halluzination, eine Vision, die euch schon erreichte, als ihr den Tunnel hinter euch gebracht hattet und unbemerkt in Vontox' Einflußbereich gerietet…«

Sie unterbrach sich.

Das hatte seinen Grund.

Eine Stimme ertönte. Sie kam aus dem schmalen Spalt unter ihren Füßen.

»Verdammt noch mal! Wer ist denn auf die Schnapsidee gekommen, mich zu verschnüren wie ein Paket? Was soll… der Unfug?!«

Es war die markige, unverkennbare Stimme des Inders Rani Mahay…

*

Die Imbißhalle sah aus wie tausend andere in New York.

Sie war in einem Eckhaus der 17. Straße untergebracht und gehörte einem immer fröhlich aussehenden, dicken Neger, den selbst die ausgefallensten Wünsche seiner Kunden nicht aus der Ruhe

bringen konnten.

›Uncle Tom‹, wie ihn jedermann nannte, obwohl er Muhamed Shandor Dschebbermy hieß, hatte für alles und jeden Verständnis. Das machte ihn so sympathisch und seinen Laden zu einer Goldgrube in diesem Stadtteil.

Steven McKensey, eingefleischter Junggeselle und einer der populärsten Kriminalreporter in der Stadt, hatte ›Uncle Toms‹ Imbißstube als Stammlokal auserkoren.

Bei ›Tom‹ gab es die besten ham and eggs, die besten Hotdogs, die besten Hamburgers und Pommes frites, wie sie so frisch, knusprig und aromatisch in ganz Manhattan nicht zu erhalten waren.

Der hagere Reporter nahm hier regelmäßig sein Frühstück ein. McKensey liebte ein herzhaft ausgiebiges Morgenmahl, und ›Uncle Tom‹ hatte sich im Lauf einiger Jahre auf seinen Stammgast eingestellt.

Morgens, Punkt acht, wurde die Glastür aufgestoßen. Um diese Zeit herrschte Hochbetrieb in der Imbißstube. Schulkinder holten ihre Sandwichs und Tomaten oder Orange-Juice, Leute aus der Nachbarschaft, die allein lebten, nahmen einen heißen Kaffee, die Zeitungsboys aus den umliegenden Straßen versammelten sich hier und schienen immer erst eine Lagebesprechung abzuhalten, bevor der Alltag für sie begann.

Trotz des Betriebs und der engen räumlichen Verhältnisse war um diese Morgenstunde immer ein kleiner Tisch in der Ecke hinten reserviert. Ein Gedeck stand darauf, die letzte Ausgabe der ›New York Times‹ lag bereit – und an den Tisch durfte sich niemand setzen.

Er gehörte um diese Zeit – Steven McKensey.

Wenn der große, dunkelhaarige Mann die Imbißstube betrat, verschwand ›Uncle Tom‹ wie ein Schatten durch die Hintertür. Und noch ehe McKensey seinen Tisch erreicht hatte, tauchte der Neger durch eine andere Hintertür wieder auf und jonglierte elegant wie ein Artist eine riesige Pfanne durch die Luft, in der – je nachdem, was McKensey für heute auserkoren hatte – ham und eggs oder Eier mit gerösteten Zwiebeln, Tomaten oder Champignons dufteten.

Dazu gab es Toastbrot oder Rolls, die noch warm aus dem Ofen kamen.

An diesem Morgen war das Ritual ein wenig anders.

Als McKensey eintraf, blickte ›Uncle Tom‹ auf und rollte mit den Augen. Der Reporter, Mitarbeiter vieler namhafter Zeitungen und Wochenblätter in und um New York, trat an die umlagerte Theke.

»Ich werde sofort servieren, Mister McKensey«, sagte der Neger freundlich. Seine ganze Familie – bestehend aus Vater, Mutter, Frau und zwei erwachsenen Töchtern – hatte alle Hände voll zu tun, die Tüten mit den Sandwichs über die Theke zu reichen, die Hamburger

in den heißen Blechen zu wenden, Zwiebeln zu schneiden und Ketchup und Senf auf die Brötchenhälften zu spritzen. »Die Dame ist wieder da…«

»Danke, Tom«, nickte McKensey. Er wußte, wer damit gemeint war.

Die Imbißstube in der 17. Straße war zu ihrem Treffpunkt geworden.

Nach dem mysteriösen Verschwinden jener vierzehn namhaften Bürger aus New York war Carminia Brado, wie sie sich ihm vorgestellt hatte, an ihn herangetreten. Sie war eine Mitarbeiterin Richard Patricks, jenes Verlegers, der ›Amazing Tales‹ herausbrachte und versuchte, Geheimnisse und Rätsel zu lösen, die zum Alltag in dieser Welt gehörten, und die doch keiner wahrhaben wollte. Bei einem solchen Versuch mußte es ihn schließlich erwischt haben. McKensey, der selbst schon den einen oder anderen Artikel für ›Amazing Tales‹ verfaßt hatte, wußte, daß Patrick mit seinen Studien einen Finger in eine offene Wunde legte.

Entkleidete man alle Sensationsmeldungen, die durch die Regenbogenpresse geisterten, so blieb immer noch ein harter Kern übrig, der nachdenklich stimmte. Beim Versuch, alle diese Meldungen in Bausch und Bogen zu verdammen, war McKensey selbst fündig geworden und seitdem bereit, viele Dinge mit anderen Augen zu betrachten.

So war er einer der letzten gewesen, die Richard Patrick lebend gesehen hatten. Zu diesem Zeitpunkt hatte auch Patrick schon eine Ahnung, daß der Tod an dem indischen Guru Shoam mehr als eine Routinesache für die Mordkommission und Captain Muller werden würde.

Patrick hatte als einer der ersten etwas erkannt, was zu diesem Zeitpunkt noch niemand ahnte.

Dies hatte ihm bei der ersten Begegnung auch Carminia Brado mitgeteilt. Sie wußte von der Botschaft an Björn und dem Versuch Richard Patricks, noch auf die unsichtbare Insel Marlos zu flüchten. Davon wiederum ahnte McKensey nichts. Jene besondere Verbindung, die es zwischen Patrick und seinen Freunden gab, war ihm unbekannt…

Der hagere Mann begrüßte die schöne Brasilianerin mit Handschlag und freute sich, sie zu sehen.

»Und wenn's in New York noch so grau und trübe ist, Carminia. Wenn ich Sie sehe, hab' ich das Gefühl, die Sonne geht auf… Sie trinken bereits einen Kaffee, besonders heiß, besonders schwarz und ohne Sahne, wie ich sehe. Ich hoffe, Sie mußten nicht zu lange auf mich warten?«

»Ich bin seit fünf Minuten hier.«

»Dann werden wir noch gemeinsam frühstücken, wunderbar…« McKensey setzte sich der schwarzhaarigen Schönen gegenüber. Die Tür neben der verglasten Theke ging auf. ›Uncle Tom‹ brachte eine riesige Pfanne. Darin dampfte es.

»Eier mit in Knoblauch gebackenen Krabben, Mister McKensey«, strahlte der Neger. »Eine Delikatesse! Sie wird Ihnen schmecken…«

Drei Minuten später war der Tisch prallvoll mit allem Möglichem. Es gab verschiedene Brotsorten, Honig, Marmelade, Wurst- und Käseaufschnitt, um Carminia Brados Appetit zu stillen.

McKensey aß an diesem Morgen sehr hastig und nur die Hälfte. Er wollte es sich nicht anmerken lassen, daß er es eilig hatte, aber es war unübersehbar.

»Sie haben nicht mit mir gerechnet«, lächelte Carminia. »Ich mach's auch ganz kurz…«

»Nehmen Sie sich Zeit«, unterbrach er sie. »Ich bin etwas nervös. Zugegeben!«

»Es wird seinen Grund haben.«

»Ja. Ich würde am liebsten das Frühstück mit Ihnen auf eine Stunde ausdehnen – und nicht innerhalb von zehn Minuten alles hinunterschlingen müssen. Uncle Tom schaut schon ganz komisch. Er denkt, daß es mir nicht schmeckt.«

»Es gibt also Neuigkeiten?« Carminia Brado schob ihren Teller zurück und leerte ihre Kaffeetasse. »Dann komme ich, wie mir scheint, gerade zum richtigen Zeitpunkt. Hat sich Harrison noch mal gemeldet? Wissen Sie etwas darüber? Oder ist im Fall, der uns alle, die wir mit Richard Patrick zu tun haben, etwas ganz anderes hinzugekommen?«

»Wie man's nimmt… ich erhielt noch heute nacht einen Tip aus dem Police-Headquarters. Von einem guten Freund, auf dessen Informationen hundertprozentiger Verlaß ist. Einer der Verschwundenen soll sich in der 38. Straße bei seiner Schwester gemeldet haben. Es handelt sich um den Makler Bill Jeffers. Captain Muller hat die Stimme am Telefon selbst gehört. Ich habe in der Nacht noch versucht, Dona Jeffers anzurufen, um ein Gespräch mit ihr unter vier Augen herbeizuführen. Sie hat nicht abgehoben. Verständlich, daß das Ganze sie sehr mitgenommen hat.

Als ich keine Verbindung erhielt, überlegte ich schon, ob Dona Jeffers überhaupt in der Wohnung zurückgeblieben ist. Ich will nachher noch einen zweiten Versuch machen…«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Steven, häng' ich mich an. Das interessiert mich natürlich auch sehr.«

»Jede Minute, die Sie in meiner Nähe verbringen, macht mich glücklich, Carminia. Ich bin immer noch dafür, daß wir beide mal nett ausgehen… Ich kenne da ein vorzügliches kleines Restaurant, bei

leiser Musik und Kerzenlicht werden kulinarische Kostbarkeiten aus aller Welt kredenzt. Ich rechne mir immer noch Chancen aus…«

Carminia blickte ihn lächelnd an. »Die, lieber Steven, muß ich gleich im Keim ersticken. Ich bin bereits in festen Händen…«

»Ich geb's trotzdem nicht auf. Irgendwann schafft man es doch, wenn man hartnäckig genug ist.«

»Keine Aussicht, Steven! Was schon seit zwanzigtausend Jahren hält, ist so leicht nicht mehr auseinanderzubringen…«

Als Carminia Brado das sagte, starrte Steven McKensey sie an wie einen Geist…

*

»Hab ich mich eben verhört, Carminia oder…«

»Ein kleiner Scherz, Steven. Vergessen Sie ihn! Wir hatten gerade über Ihre Terminprobleme gesprochen. Ich nehme an, daß Sie heute morgen noch mehr als eine Erledigung unter Dach und Fach bringen wollen?«

»Sie sind eine selten kluge Frau, Carminia. Schade, daß Sie so stur sind… Wir beide würden uns prächtig ergänzen. Sie denken mit und erkennen Zusammenhänge, noch ehe man sie ausspricht… Bevor ich in die achtunddreißigste Straße gehe und durch Dona Jeffers versuche, weitere Informationen zu erhalten und auch den Baum besichtige, den es seit letzter Nacht angeblich dort geben soll, habe ich noch einen Termin, der keinen Aufschub duldet.«

»Von welchem Baum reden Sie?« hakte die Brasilianerin nach, ehe McKensey seinen dritten Termin nennen konnte.

»Keine Ahnung, Carminia. Ich weiß nur, daß es ihn gibt. Gesehen habe ich ihn noch nicht. Ich habe erst vorhin durch einen Anruf von ihm erfahren. Komisch ist das schon, nicht wahr, daß angeblich mitten in der Nacht vor dem Haus in der achtunddreißigsten ein Baum wächst. Er soll nicht mal Blätter haben. Wahrscheinlich hat ein Witzbold in einer Nacht- und Nebelaktion einen ausgedörrten Stamm eingegraben, um damit den New Yorkern zu zeigen, wie die Stadt in einigen Jahren aussehen wird, wenn weiterhin so unplanmäßig im Vernichten des letzten Grüns und der Errichtung von grauen Betonwänden vorgegangen wird. Wir werden's noch heute vormittag erfahren. Zu allererst steht ein besonders wichtiger Termin ganz oben an. Schwester Tanja erwartet meinen Besuch…«

Carminia Brado hob kaum merklich die schöngeschwungenen Augenbrauen. »Sie sind und bleiben ein alter Schwerenöter, Steven… Vor ein paar Minuten machten Sie mir noch einen Antrag – und in Wirklichkeit steht Ihr nächstes Rendezvous schon fest…«

Er wehrte heftig ab. »Nur zum Schein«, sagte er kauend. »Ich hab'

sie heute abend zum Essen eingeladen… Muß ich schon tun, wenn ich was erreichen will. Ohne Bestechung geht's manchmal nicht. Ohne Tanjas Hilfe kommt keiner in Daringtons Krankenzimmer. Und ohne Darington erfahr' ich nie den richtigen Unfallhergang. Ich will's aber eher wissen als Captain Muller. Das bin ich meinem Ruf schon schuldig. Und mit dem einen oder anderen kleinen Trick, den Muller nicht anwenden will oder kann, schaffe ich mich da schon voran…«

»Mit dem kleinen Trick meinen Sie Ihre Männlichkeit…«

»Richtig, Carminia, ich glaube, daß ich Muller da überlegen bin. Oder etwa nicht?«

»Doch, Steven. Diese Gewißheit kann ich Ihnen geben. Sie halten sich wohl für unwiderstehlich, wie?« fragte die Brasilianerin mit treuherzigem Augenaufschlag.

»In manchen Dingen ja. Sie kennen meine Qualitäten noch nicht.«

Carminia schob ihre Tasse zurück. »Aber ich werde ja nun die Gelegenheit haben, die kennenzulernen«, meinte sie verschmitzt lächelnd. »Ich nehme an, daß Sie nichts dagegen haben, wenn ich Ihre diversen Abstecher mitmache? Ich nehme Ihre Einladung sehr gern an, wie Sie wissen… Bei Dona Jeffers und dem alten Baum vor dem Apartmenthaus in der achtunddreißigsten Straße sehe ich da keine Probleme. Die wird's allerdings sicher geben, wenn Schwester Tanja mich in Ihrer Begleitung entdeckt, Steven…«

»Tanja ist unkompliziert. Mir fällt schon etwas ein, wie ich es ihr erklären kann.«

*

Rani – lag unter den Felsblöcken?

Dann mußte es darunter einen gewaltigen Hohlraum geben!

Björn verlor keine Sekunde. Und schon während er den Block auf die Seite räumte und den Spalt erweiterte, wurde ihm klar, daß darunter ein Mann von Mahays Gestalt keinen Raum fand.

Das konnte nur Whiss sein, der sich mit Ranis Stimme bemerkbar machte!

Björn sah das tiefe Bodenloch, das mit verschimmelten Ästen und spinnwebartigen Fäden und Moos ausgekleidet war.

Da passierte es auch schon…

Etwas Dunkles, Klebriges sprang ihn an. Es ging so schnell, daß er keine Zeit mehr zur Abwehr fand.

Seine Haut brannte wie Feuer, und das unheimliche, spinnenartige Wesen, dessen Erdhöhle zwischen den Felsen er freigelegt hatte, klebte auf seinen Augen.

In den nächsten fünfzehn bis zwanzig Sekunden spielte sich ein eigenartiger und gefährlicher Kampf auf dem zerklüfteten

Felsuntergrund ab.

Björn versuchte mit aller Kraft, den sich festsaugenden Körper von seinem Gesicht zu lösen. Dabei hatte er das Gefühl, seine eigene Haut abzuschälen!

Allein hätte er sich von dem fremdartigen Angreifer nicht befreien können. Mit Hilfe Tayaas und einer ihrer Amazonen aber schaffte er es.

Als das unheilbringende Tier endlich losließ und wie ein fetter Kloß auf den nackten, steinernen Boden klatschte, war es auch möglich, ihm den Garaus zu machen, ehe es einen erneuten Angriff unternehmen konnte.

Tayaas Amazone erlegte das spinnenartige Tier mit gezieltem Pfeilschuß und spießte es förmlich auf. Die Spitze des Pfeils bohrte sich mehrere Zentimeter tief ins Gestein, und Björn erlebte zum erstenmal, mit welcher Gewalt der Bogen den eingelegten Pfeil hinausjagte und wie hart das Metall war, aus dem die Spitze bestand.

»Abwaschen, schnell!« Er hörte Tayaas Stimme, und die Herrscherin der Vogelmenschen packte ihn schon am Arm und riß ihn mit. Die schäumenden Wellen des dunklen Meeres brachen sich rauschend und donnernd zwischen den aus dem Wasser ragenden Felsen, die Brandung erfüllte die Luft stets mit Krach und Unruhe.

Bis zum Wasser waren es nur zwei Schritte.

Hellmark ging zu Boden und tauchte den Kopf ohne langes Zögern in das kalte Wasser. Er fühlte sofort Erleichterung. Das heftige Brennen ließ im nächsten Moment schon nach.

Er richtete sich auf.

Tayaa kniete vor ihm und musterte ihn besorgt, dann hellte ihre Miene sich auf.

»Es ist gut, es ist alles in Ordnung«, sagte sie erleichtert. »Die Säure hat dein Gesicht nicht zerfressen. Das Mrok hatte in der Eile nicht die Gelegenheit, alle Stachel auszufahren. Es wäre fürchterlich gewesen…«

Sie gingen zu dem Erdloch zurück, aus dem die schimpfende Stimme wieder drang.

»Ja, was hockt ihr denn draußen herum? Befreit mich endlich… Es stinkt hier fürchterlich, und außerdem habe ich keine Lust, als Vorrat für eine Spinne zu dienen.«

Gleich darauf sah Björn, weshalb Whiss so zeterte und warum er besonders wütend war.

Er fuhr zwar mehrere seiner Para-Noppen aus, aber er konnte mit diesen ›Antennen‹ offenbar nichts ausrichten. Hier in Lemuria herrschten Bedingungen, die sich auf jede Art übersinnlicher Fähigkeit nachträglich auszuwirken schienen. Anders war dies in der Höhle, in der das Super-Monster Klaschuk gehaust hatte. Dort war es nach dem

Kampf mit den Dämonen seinerzeit geglückt, die magische Dichte herabzusetzen.

Die Höhle – soviel stand fest – lag nicht direkt in Lemuria. Sie war eine Art Vorkammer zum Urkontinent, der in einer anderen Dimension existierte.

Whiss spannte seine Muskeln an, drückte mit aller Kraft gegen das klebrige Netz, das dicht um seinen Körper lag. Er sah aus, als hätte man ihn in einen Kokon eingesponnen.

»Ich bin doch keine Raupe«, maulte er.

Aus eigener Kraft wäre es ihm kaum geglückt, den Kokon zu zerreißen.

Die Amazonen zupften die elastischen, gummiartigen Fäden ab, und Whiss kroch überglücklich aus dem engen Gefängnis. Er schwang sich in die Höhe, drehte eine Runde, um seine Flügel zu »entfalten«, wie er sich ausdrückte, und landete dann auf Hellmarks rechter Schulter.

»Ich glaub', ich bin soweit wieder ganz fit. War auch höchste Zeit. Das Vieh hatte tatsächlich die Absicht, mich zu fressen. Ich wußte gar nicht, daß ich so knusprig bin… von euch war ja keiner gefährdet. Ihr scheint entweder zu trocken oder nicht schmackhaft genug zu sein… wo sind Rani und Arson?«

»Genau das, Whiss, wollte ich dich eben auch fragen…« Und Hellmark klärte den Kobold aus dem Mikrokosmos in wenigen Worten über die Ereignisse auf.

Whiss hatte zwar das betäubende Gas durch die Fata-Morgana-Blumen eingeatmet wie sie alle, aber er hatte es anders abgebaut und war besser mit ihm fertig geworden als beispielsweise Björn Hellmark.

Whiss konnte sich daran erinnern, im Halbschlaf – als er noch nicht wußte, wo er sich befand und was geschehen war -Geräusche vernommen zu haben.

»Was für Geräusche, Whiss?« wollte Björn genauer wissen.

Der kleine Kerl legte seine hohe Stirn in Falten, und es sah so aus, als würden seine Stielaugen noch weiter heraustreten. »Ich weiß nicht… Stimmen…«

Björn blickte auf Tayaa und die beiden Amazonen.

»Als meine Patrouille dich entdeckte, hat niemand gesprochen«, sagte Tayaa wie aus der Pistole geschossen, ohne daß Hellmark die Vogelfrau gefragt hätte.

»Ich habe auch Schritte vernommen – jedenfalls hörte es sich so an…«, sinnierte Whiss halblaut weiter, und man sah ihm förmlich an, wie er dachte. Das Betäubungsgas zeigte auch jetzt noch gewisse Wirkungen, mußte Hellmark feststellen. Whiss' Erinnerungsvermögen kam ebenfalls nur langsam wieder in Gang. Vieles war auch überdeckt durch die Stunden der Angst, in denen er auf Rettung gehofft und

gewartet hatte. Er mußte ständig damit rechnen, von dem Spinnenungeheuer aufgefressen zu werden. Und ein Mrok hatte da seine ureigene Methode.

Tayaa zeigte sie ihnen an dem Exemplar, das eine Amazone mit dem Pfeil erlegt hatte.

Sie drehte das tote Mrok auf den stacheligen Rücken. Die Unterseite erinnerte an ein Reibeisen, das schwarz und dunkelrot gefärbt war. Die Haut war sehr weich und faltenreich und das, was aussah wie ineinandergeschachtelte Hornblättchen, waren nichts anderes als Drüsen, die jene tödlich wirkende Säure bildeten und abstießen.

»Unter der Wirkung der Flüssigkeit wird jedes Material zum Stein, sei es Haut, Horn, Stein oder Metall… In Notzeiten kann ein Mrok selbst von Steinen leben…«

Whiss verdrehte die Augen. »Kein Wunder, daß das Ding so verrückt nach mir war…«

Spontan erhob er sich und zog eine Runde. Der Gedanke, daß Rani und Arson nicht da waren, wollte ihm nicht in den Kopf.

Tayaa hatte einen Verdacht.

»Es können Krieger aus dem Herrschaftsbereich Vontox' gewesen sein. Er setzt alles in Alarmbereitschaft, wie mir scheint. Die Krieger haben deine Freunde, Mann mit dem Schwert, gefunden und mitgenommen…«

»Warum aber haben sie mich liegen lassen?« konnte Björn diese Tatsache nach wie vor nicht verstehen.

»Ich glaube, die Lösung jetzt auch hier zu haben.«

»Dann sag' sie mir.«

»Sie wagten nicht, dich anzurühren.«

»Aus welchem Grund nicht, Tayaa?«

»Es gibt ein Zeichen an dir, das nur sie sehen können.«

Hellmark wurde hellhörig.

»Es hat mit dem Meeres-Vampir zu tun«, fuhr die Vogelfrau fort. »Du hast ihn besiegt, getötet… dieses Ereignis ist wie eine Spur an diesem Ort zurückgeblieben. Der Meeres-Vampir war Vontox' Wächter. Alle, die mit Vontox zu tun haben, sind auf eine geheimnisvolle Weise mit ihm verbunden und erkennen die Dinge, die in den Lüften stehen, als wären sie mit Tinte dorthin geschrieben… diese Schrift haben sie gelesen und danach gehandelt. Sie ließen dich hilf- und schutzlos zurück und hegten eine Hoffnung: daß ein Meeres-Vampir dich entdecke und aussauge… du hast dein Leben nur einem Zufall unserer Patrouillenfliegerinnen zu verdanken.«

»Darüber bin ich glücklich«, erwiderte Björn. »Ich kann meinen Weg fortsetzen und habe darüber hinaus die Möglichkeit, nach den Freunden zu suchen. Wenn sie entführt wurden, wie du annimmst,

dann sag' mir, wohin ich mich wenden muß, um ihre Spur aufzunehmen und…«

»Du glaubst doch nicht, daß ich den Mann, der mir das Leben gerettet hat, der mich meinem Volk wiederschenkte, allein gehen lasse?« unterbrach Tayaa ihn. »Ich kenne den Weg – wir werden dich begleiten. Es ist der gleiche Weg, der auch zum ›Verlorenen Thron‹ führt und den Vontox durch die Völker, die er unterworfen hat, bewachen läßt. Der Weg dorthin ist voller Gefahren und Risiken…«

»Dann sind wir auf dem richtigen Weg, Tayaa.«

Die Vogelfrau vermutete, daß wandernde Wüstenbewohner durch Zufall auf Arson und Rani stießen und sie in ihre Städte mitgenommen hatten.

»Fragt sich nur, wo sie sich aufhalten…«

»Wenn sie leben und in den Städten sind, werden wir sie auch finden«, erwiderte Björn zuversichtlich. »Und dann sind wir auch schon auf dem direkten Weg zum ›Verlorenen Thron‹ – was wollen wir mehr? Wir werden es schaffen, Tayaa!«

»Wir müssen es schaffen – und ich muß zum Heiligtum der Götter, um meinen Dank abzustatten. Der Ritus muß vollzogen werden. Vontox kann uns nur daran hindern, daß wir glücklich dorthin gelangen, aber das Ritual selbst kann von ihm nicht mehr beeinflußt werden. Er wird also alles daransetzen, daß wir das Ziel nicht erreichen…«

»Und wir werden alles daransetzen, daß wir es erreichen!«

Sie besprachen ihr Vorhaben in allen Einzelheiten, soweit sie es überblicken konnten.

Tayaa schickte eine Amazone in die Jadestadt im Dschungel zurück, um die Botschaft zu überbringen.

Die Vogelfrau hätte viele Kriegerinnen auf den Weg ins Ungewisse mitnehmen können. Aber sie unterließ es absichtlich. Es kam nicht darauf an, einen Krieg gegen Vontox' Heere zu führen, sondern durch List und Geschick Gewißheit über das Schicksal von Hellmarks Freunden einzuholen und sie nach Möglichkeit in einem kühnen Handstreich zu befreien.

Und es kam darauf an, den »Verlorenen Thron« zu erreichen, ohne den Seelenfressern in die Hände zu fallen.

Tayaa, die zweite Amazone und Björn Heilmark machten sich auf den Weg.

Hellmark saß sicher auf Tweik, und Whiss beobachtete die ruhigen, ausgreifenden Flügelschläge des Flugreiters und wanderte auf dem großen ›Vogel‹ auf und ab, als müsse er sich alles ansehen.

Er achtete nicht auf seine Umgebung, beobachtete nicht, wie der Flugreiter – zwischen Tayaa, die voranflog, und der Amazone, die die Nachhut bildete – tief ins Gebirge glitt. Die Schlucht stieg steil wie

eine gemauerte Wand zu beiden Seiten neben ihnen auf, verengte sich mehr und mehr und schien mit der Spitze irgendwo in unvorstellbarer Ferne einen Punkt zu berühren, der den Übergang von den Gebirgszügen zur Wüstenzone darstellte.

Doch der Eindruck täuschte, wie Tayaa sie darauf aufmerksam machte.

»Wir sind gleich da. Halten wir uns am besten im tiefsten Schatten der Felsen, damit man uns nicht vorzeitig entdeckt…«

Whiss hörte die Worte nur beiläufig.

»Toll«, wisperte er und legte sich der Länge nach auf Tweiks Kopf, der verwirrt nach oben schielte, um den kleinen Plagegeist nicht aus den Augen zu verlieren. »Ich kann ja selbst fliegen, das macht schon ’ne Menge Spaß. Aber so ein Flugerlebnis mit ’nem Jumbo ist doch etwas ganz anderes…«

*

Wie eilig er’s wirklich hatte, bewies er mit seiner Fahrt durch die Stadt.

Steven McKensey raste wie der Teufel. Daß er dabei zwei Ampeln übersah, nahm er ebenfalls in Kauf.

»Muß denn dieses Tempo sein?« fragte Carminia Brado ein wenig ängstlich. Bei diesem Fahrstil kalkulierte sie einen Unfall ein, und halb in Gedanken weilte sie schon auf Marlos und war bereit, ihre Konzentration sofort zu verstärken, um auf die unsichtbare Insel zu springen, wenn die Situation es erforderte.

Doch zum Glück geschah nichts, McKensey kam heil im Maryland-Hospital an, wo Tom Darington, der Lenker des Unglücks-Lkw, lag.

Schwester Tanja hatte Dienst auf Station B III.

War es wirklich nur ein Zufall, daß die dunkelhaarige, ein wenig üppig wirkende Frau gerade in dem Moment vom anderen Ende des Korridors auf sie zukam, als sie den Lift verließen?

In Tanjas stillem, hübschem Gesicht war die Überraschung deutlich zu sehen, als sie Carminia Brado an McKenseys Seite entdeckte.

»Das war nicht abgesprochen«, flüsterte die Krankenschwester. »Ich dachte, du würdest allein kommen?«

»Tut mir leid, Darling«, er hauchte rasch einen Kuß auf ihre Lippen, nachdem er sich vergewissert hatte, daß niemand vom Krankenhauspersonal und kein Patient in der Nähe war. »Ich werde dir später alles erklären und…«

Tanja ließ sich mit ein paar Worten der Zuneigung nicht abspeisen. »Du bist auf dem falschen Dampfer, Steven«, stieß sie kratzbürstig hervor. »Wenn du glaubst, daß ich für dich die Kastanien aus dem Feuer hole und du sie dann mit einer anderen vernaschen kannst,

dann hast du dich gewaltig getäuscht! Du hast mir versprochen…«

»Ich weiß, was ich dir versprochen habe. Das ist Carminia… du brauchst nicht eifersüchtig zu sein.«

»Wohl eine Mitarbeiterin, die auch Darington Fragen stellen will, wie?«

Tanja war in der Tat eifersüchtig, und das stachelte ihren Ärger erst recht an.

McKensey aber, der die Verbindung' zu dieser liebesbedürftigen Krankenschwester geschickt geknüpft hatte, war ein Mann, der sich auf Frauen verstand und genau wußte, wie er Tanja anfassen mußte. »Du wirst es nicht glauben«, flüsterte er. »Sie ist… meine Schwester…«

Carminia Brado glaubte nicht richtig zu hören. Mit allen möglichen Erklärungen hatte sie gerechnet, aber die Ausrede, die er mit voller Überzeugungskraft benützte, hatte sie nicht erwartet.

Schwester Tanjas Gesicht war ein einziges Fragezeichen. »Aber Steven… ich… du… ich meine, sie…«

»Ihre Hautfarbe, ich weiß. Carminia ist Brasilianerin. Mein Vater nahm's mit der Treue nicht so genau. Er reiste gern und lernte bei dieser Gelegenheit natürlich auch in den verschiedensten Ländern Frauen kennen. Brasilien war stets ein bevorzugtes Land von ihm… Carminia ist dort geboren… eine Halbschwester, gewissermaßen… wir wissen schon lange voneinander… nun ist sie zufällig heute morgen in New York eingetroffen und hat mich aufgesucht… ich mußte sie mitbringen, um die wenigen Stunden, die ihr zur Verfügung stehen, nicht unnütz verstreichen zu lassen…«

»Aber ich wußte gar nicht…«, begann Tanja schwach, und der redegewandte McKensey ließ sie nicht zu Wort kommen.

»Natürlich konntest du das nicht wissen… du weißt noch viel nicht. In der kurzen Zeit, die wir uns kennen… du wirst alles noch erfahren. Wir werden einige Stunden dafür brauchen. Mein Vater hatte ein aufregendes Leben, wie du dir denken kannst…«

»Den Eindruck gewinn' ich langsam auch, Steven.« Nun war sie beruhigt, und sie beeilte sich, ihr Versprechen einzulösen. »In einer Viertelstunde kommt die Visite hier durch«, sagte sie schnell. »Bis dahin müßt ihr wieder fort sein. Der Doc darf nichts merken…«

»Wir werden unseren illegalen Besuch bei Darington so knapp und kräfteschonend für den Patienten wie möglich gestalten, Tanja. Das versprech' ich dir… Wie geht es ihm überhaupt? Ist er bei Bewußtsein?«

»Den Umständen entsprechend geht es ihm gut. Er ist außer Lebensgefahr.«

»Na, wunderbar.«

Das Krankenzimmer, in dem Tom Darington untergebracht war, lag am äußersten Ende des Korridors.

Es war ein Einzelzimmer.

Das Bett stand am Fenster. Helles Sonnenlicht flutete durch die Scheiben.

Darington hing an einer Infusion.

Der Mann trug einen dicken Kopf verband. Nur sein Gesicht war frei. Es wies einige blaue Flecke und kleinere Schnittwunden auf, die mit Salbe abgedeckt waren.

»Beeilt euch«, flüsterte Tanja den Besuchern zu. »Mehr als zehn Minuten kann ich euch unmöglich gewähren…«

»Danke«, lächelte der Reporter.

Darington lag unbeweglich in den Kissen und hatte die Augen geschlossen.

Tanja blieb neben der Tür stehen, die einen winzigen Spalt geöffnet blieb, um nahende Schritte besser hören zu können. Die Visite konnte früher oder später in dieser Station auftauchen. So genau wußte das niemand.

»Mister Darington?« fragte McKensey leise. Er wollte den Genesenden auf keinen Fall wecken. Sollte sich überhaupt herausstellen, daß Darington die Fragen zu sehr anstrengten, wollte er das Spiel unterlassen.

Doch es ging erfreulicherweise alles viel einfacher, als er zunächst befürchtet hatte.

Darington wandte den Kopf und blickte McKensey an. Der stellte sich vor und sagte, daß er mithelfen wolle, den mysteriösen Unfall zu klären.

»Wie ist Ihre Erinnerung an diese Dinge, Darington?«

»Gut«, die Stimme des Verletzten klang noch schwach.

»Ich will Ihnen keine Löcher in den Bauch fragen. Mich interessiert nur die Situation, wie sie unmittelbar vor dem Unfall bestand. Können Sie sich daran entsinnen?«

Carminia war auf die Beantwortung dieser Frage ebenfalls sehr gespannt. McKensey stellte unwillkürlich die Fragen, die sicher auch Björn an den Lkw-Fahrer gerichtet hätte. Björn war überzeugt davon, daß es sich um keinen normalen Unfall handelte…

»Natürlich… weiß ich das alles… so Stück für Stück kommt es wieder in Erinnerung… das Kind…«

»Welches Kind?« hakte der Reporter sofort nach, als Darington den Faden zu verlieren schien.

»Der Junge… ich sah ihn plötzlich auf der Straße vor mir. Er war… ganz in Weiß gekleidet… ich sah ihn nur für Sekundenbruchteile, aber ich werde diesen Eindruck nie im Leben vergessen. Das Haar war blauschwarz, die Haut braun – es war ein indischer Junge.«

»Sarash!« murmelte Carminia unwillkürlich.

Darington hörte es nicht. Seine blutleeren Lippen bewegten sich.

»Ich trat auf die Bremse und riß das Steuer herum… ich hätte es auch geschafft, wenn er nicht plötzlich bei mir in der Fahrerkabine gesessen hätte…«

»Wer? Der Junge?«

»Ja! Es hört sich verrückt an… ich weiß… aber es wird noch verrückter, Mister! Der fremde Junge griff mir ins Steuer, und dann sah ich kurz ein helles Licht vor mir, ein Licht, das oval war und in dem sich dunkle Strahlen brachen, die sich zu einem gemeinsamen Mittelpunkt fanden… dann war alles nur noch Licht… und aus…«

*

Sie hielten sich keine Sekunde länger als nötig im ›Maryland-Hospital‹ auf.

Was sie erfuhren, verstärkte Carminias Verdacht, daß es bei dem Unfall nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Der Junge, den New Yorks Polizei wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen suchte, hatte den ›Unfall‹ ausgelöst. Das geheimnisvolle, leuchtende ›Schildkröten-Zeichen‹ war wieder in Erscheinung getreten.

Damit wurde das, was McKensey erfragt hatte, auch für Björn Hellmark und seine Freunde wichtig.

Dieses Zeichen spielte eine Rolle beim Verschwinden Richard Patricks, es kam im Zusammenhang mit dem Lemuria-Magier Vontox vor, und es war helfende Konzentrations-Skizze für den Übergang in die Welt, die Björn, Rani und Arson aufgesucht hatten.

Alle diese Dinge gingen der Brasilianerin durch den Kopf, doch sie erörterte sie nicht mit McKensey.

Der wußte nur um ein Geheimnis und wollte jetzt alles daransetzen, es völlig zu klären.

So kam es vor dem Apartmenthaus, in dem Bill Jeffers' Makler-Büro untergebracht war, an diesem Morgen noch zu einem inhaltsschweren Gespräch zwischen McKensey und Captain Muller, der ihm ebenfalls eine Neuigkeit mitzuteilen hatte.

Dona Jeffers war spurlos verschwunden. Es gab keinen Anhaltspunkt dafür, wie sie aus dem Apartmenthaus herausgekommen war.

»Ich hatte – wegen des Anrufs ihres Bruders – einen Mann im Hauseingang des gegenüberliegenden Gebäudes postiert. Er hat niemand kommen und gehen sehen. Wir haben die ganze Nacht über vergebens auf einen Hinweis gewartet. Heute morgen, als der Beamte abgelöst werden sollte, fanden wir ihn nicht mehr am Treffpunkt. Er war wie Dona Jeffers spurlos verschwunden. Es gibt also einen neuen Vermißten, McKensey. In der letzten Nacht verschwanden zwei Menschen – dafür aber ist ein Baum gewachsen, den wir mit den

undurchsichtigen, rätselhaften Ereignissen in Verbindung bringen. Wir wissen nur noch nicht wie. Vielleicht haben Sie eine Idee, Sie sind sehr phantasiebegabt und ich kenne Ihre Berichte.«

»Hier, Captain, versagt auch meine Phantasie. Ich hatte gehofft, heute morgen durch ein Gespräch mit Dona Jeffers weiter zu kommen. Nun bleibt mal wieder nichts als Warten…«

»Da, McKensey, geht es Ihnen wie uns… Irgend etwas paßt nicht in das Mosaik.« Er berichtete von den merkwürdigen Todesfällen im Hafenviertel. Dort waren in der letzten Nacht zwei Prostituierte umgekommen. Es gab keine äußerlich erkennbaren Verletzungen, auch Gift wurde nach der gerichtsmedizinischen Untersuchung ausgeschlossen. Die beiden Frauen waren einfach gestorben, nachdem ein rätselhafter Besucher sie berührt hatte. »Die Beschreibung des Mannes, der geflohen ist, paßt übrigens auf Bill Jeffers…«

Carminia Brado begutachtete den kahlen, grotesk aussehenden Baum von allen Seiten. Das eigentümliche Gewächs gab zu Spekulationen Anlaß. Viele neugierige Passanten blieben stehen, um das Objekt, das ein wirklicher Fremdkörper hier in der Straße war, aus nächster Nähe zu betrachten. Berühren konnte es niemand. Der Maschendrahtzaun, der im Quadrat um die Stelle gezogen worden war, war dicht und fest.

Die Angelegenheit war in der Tat mysteriös.

Der Boden war nicht beschädigt, nicht aufgegraben worden. Der Baum schien blitzschnell gewachsen zu sein und sich durch die Asphaltdecke geschoben zu haben. Und das widersprach allen Naturgesetzen…

Durch Captain Muller wußte Carminia, daß Bill Jeffers in seinem Anruf Björn Hellmark erwähnt hatte. Die Brasilianerin nahm sich vor, Hellmark so schnell wie möglich auch diese Nachricht zukommen zu lassen.

Sie verabschiedete sich von McKensey mit dem Versprechen, sich so bald wie möglich wieder zu melden.

»Bleiben wir bei der Frühstückszeit, Steven… morgen früh um die gleiche Zeit bei ›Uncle Tom‹, einverstanden?«

»Okay.«

Sie warf noch einen letzten Blick auf den Baum und lief dann langsam zur nächsten Straßenecke.

Steven McKensey, der der Brasilianerin den Vorschlag gemacht hatte, sie im Auto in ihr Hotel, oder wo immer sie hinmochte, zu bringen, fiel plötzlich noch etwas ein, was er sie fragen wollte.

Er lief ihr nach und erreichte nur eine halbe Minute später die Stelle, an der er sie um die Ecke gehen sah.

»Carminia…?« McKensey blieb irritiert stehen und starrte die Straße entlang. Die Frau mit dem zitronenfarbenen Kleid und dem

schnellen Gang hätte er selbst im dichten Passantenverkehr schnell wiedergefunden. Aber sie war weg – wie vom Erdboden verschluckt! Dabei konnte sie gar nicht so weit gegangen sein…

Sie war weiter weg, als er sich denken konnte.

Carminia Brado weilte bereits wieder auf der unsichtbaren Insel Marlos. Sie hatte sich dorthin teleportiert.

Der erste Weg der Brasilianerin führte zu Pepe, der in der Nähe des Geist-Spiegels weilte und auf Nachrichten wartete.

Carminia berichtete ihm, was es Neues gab, und bat den Jungen, nach Einbruch der Dunkelheit die 38. Straße in New York aufzusuchen und aus sicherer Entfernung den seltsamen kahlen Baum zu beobachten.

»Ich habe ein ungutes Gefühl, wenn ich an ihn denke. Er erfüllt einen Sinn – je schneller wir wissen, welchen – um so besser…«

Sie konzentrierte sich auf das Zeichen des Schildkrötenpanzers und sprang in den silbern schimmernden ›See‹. Die millionenfach durchlöcherte Oberfläche der sich aus unzähligen Segmenten zusammensetzenden Oberfläche des Geist-Spiegels nahm sie auf. Carminia wurde im Bruchteil eines Augenblicks zu einem Nebelstreif, der in einem der porenartigen Vertiefungen verschwand.

In der Höhle des Super-Monsters Klaschuk wurden die Atome von Carminias Leib wieder zusammengesetzt.

Aus der Helle des ewigen, auf Marlos herrschenden Tageslichts trat die Brasilianerin hinein in die Dunkelheit, in die nie ein Sonnenstrahl gedrungen war.

Carminia brauchte einen Moment, ehe sich ihre Augen an die Atmosphäre gewöhnt hatten.

Dann eilte sie mit schnellen Schritten zwischen den gigantischen Säulen der Stelle entgegen, wo Danielle de Barteaulieé Posten bezogen hatte.

Die Französin berichtete Carminia, daß weder Björn, noch Rani, noch Arson sich in der Zwischenzeit gemeldet hätten.

»Dann durchquere ich den Tunnel«, entschied Carminia. »Was ich erfahren habe, kann unter Umständen ihr Vorgehen beeinflussen. Ich muß zu ihnen…«

Danielle drückte der Brasilianerin das Schwert in die Hand.

»Ich werde zwei Stunden auf dich warten«, bestimmte sie. »Bist du bis dahin nicht zurück, mach' ich mich auf die Suche nach dir… um mich brauchst du dich nicht zu sorgen«, fügte die Französin rasch hinzu, als sie sah, daß Carminia Brado eine diesbezügliche Bemerkung machen sollte. »Hier ist's friedlich. Und wenn etwas sein sollte, dann fällt mir schon anderweitig ein, wie ich mich am besten zu verteidigen habe.«

»Danke.«

Carminia Brado hielt das Schwert geschickt, und man sah sofort, daß sie es verstand, damit umzugehen. Die Fähigkeiten, die sie in einem früheren ersten Leben als Loana, die Tochter des Hestus, als Kampfgefährtin des Guten besessen hatte, wirkten auch unbewußt über die Jahrtausende noch nach.

»Und ich habe einen neuen Trick parat, wenn's anders nicht mehr geht…« Mit diesen Worten deutete Carminia auf den Armreifen, den sie am linken Handgelenk trug. Es war Velenas Armreif, mit dem sich Unsichtbarkeit hervorrufen ließ.

Carminia Brado eilte auf die Säule zu, wo der Eingang in den >Tunnel der Verzweifeltem sich befand. Sie lief in die Dunkelheit und verharrte auf dem Weg in die gespenstisch glimmende Tiefe kein einziges Mal. Alles blieb ruhig, es kam zu keinem Zwischenfall.

Der Tunnel mündete in dem kleinen magischen Tempel, der Hellmarks erstes Ziel nach seinem ersten Abstecher nach Lemuria gewesen war.

Sie fand alles so vor, wie Björn es ihr nach seiner Rückkehr geschildert hatte.

Genau vor ihr lag der steinerne Altar mit dem dicken Aufsatz. Darauf hatte Björn den blauen Guuf-Schädel gestülpt, und von dem Totenkopf waren ihm jene Fragen beantwortet worden, die sich auf das ›Grab in Lemuria‹ bezogen. Hellmark hatte daraufhin Tayaa, die Vogelfrau aus tausendjähriger Gefangenschaft befreien können. Nach seiner Rückkehr hatte er feststellen müssen, daß der blaue Totenschädel vom Altar verschwunden war. Er schien sich aufgelöst zu haben, und da Carminia durch Hellmarks Bericht von diesem Umstand wußte, nahm sie die Tatsache, daß der blaue Totenschädel nicht mehr auf dem steinernen Dorn der oberen Altarplatte saß, einfach hin. Sie wäre nicht so ruhig gewesen, hätte sie in diesem Moment gewußt, daß die Freunde beim Betreten der Altarhöhle den blauen Totenschädel wieder gesehen hatten…

*

Am Ende der Schlucht begann die Wüstenzone.

Sie war ein Ort, der trist und menschenfeindlich war und dem etwas vom Vorhof der Hölle anhaftete.

Das ewige Halbdunkel, das sie auch in diesem von Vontox beherrschten Machtbereich vorfanden, trug mit dazu bei, das Gespenstische dieses Ortes noch zu unterstreichen.

Als sie aus dem Schatten des Gebirgszuges traten, erblickten sie die ersten Behausungen unter sich.

Sie glichen spiralförmig gedrehten, überdimensionalen, sandfarbenen Ameisenhaufen.

Im Halbdunkel hoben sie sich kaum vom Untergrund ab.

Vorsichtig glitt Tayaa in die Tiefe. Ihre begleitende Wächterin tat es ihr nach, und auch Tweik folgte ihrem Beispiel.

Leise strich die Luft an seinen weitgespreizten Schwingen entlang.

Sonst war es ringsum so still, daß es Björn beinahe unheimlich vorkam.

Tayaa glitt wie schwerelos neben ihn und blieb auf seiner Höhe.

»Merkwürdig«, wisperte sie ihm zu. »Da scheint etwas nicht zu stimmen… es ist so still…«

»Vielleicht schlafen alle…«

»Soll ich die Lage mal erkunden?« schaltete sich Whiss ein, ehe Hellmark weitersprechen konnte.

»Darüber können wir später reden. Vorerst bleiben wir zusammen.«

Die Ansammlung der Bauten, die wie Ameisenhaufen aussahen, zeigte System. In der Mitte des ›Ortes‹ standen sie dichter beisammen, in der Peripherie war der Kreis offener, die Dichte geringer.

Die Öffnungen in den Bauten waren oval und verzerrt. Keine glich der anderen, sie waren nicht symmetrisch und schienen mit bloßen Händen aus dem graubraunen › Gemäuer ‹ herausgekratzt worden zu sein.

Deutlich zu sehen waren Wege und breitere Straßen, die zum Horizont führten. Es gab keinen Baum, keinen Strauch, nirgends wuchs ein Grashalm, und auch kleinste Tiere waren trotz aufmerksamer Beobachtung nicht wahrzunehmen. Der Ort machte einen toten Eindruck…

Tayaa ging hinunter und landete federnd hinter einem ›Ameisenbau‹. Aus allernächster Nähe wurde ihnen allen erst bewußt, wie groß die wirklich waren.

»Die Wüsten-Nomaden«, erklärte Tayaa, »sind etwa so groß wie du und ich. Sie leben in großen Sippen zusammen. Etwa fünfzehn bis zwanzig Nomaden bewohnen einen Bau.«

»Warum sind sie nicht da? Welchen Grund kann das haben?« Hellmark glitt von dem reichverzierten Sattel. Der Boden war weich. Er versank darin bis zu den Knöcheln.

Tayaas Amazone nahm Kampfstellung ein, als die Herrscherin der Vogelmenschen sich dem Eingang eines Baumes näherte. Ein sackfarbenes, grobmaschiges Tuch hing als Tür davor. Die Luft, die sie atmeten, war heiß und trocken.

Tayaa schob den Torvorhang zurück. Sie stand so, daß ein Angriff aus dem Innern des Gebäudes sie nicht hätte treffen können. Doch es ereignete sich nichts.

Der Bau war innen gestaltet, wie eine Tropfsteinhöhle. Das Deckengewölbe war tief herabgezogen. Schmale Treppen schlängelten

sich in die Höhe. Auch in der ersten und zweiten Etage des Baues gab es Räume und Kammern, die einfach und düster eingerichtet waren.

Alle Gegenstände waren aus Holz und Wurzeln. Sogar die Trinkschalen waren geschnitzt.

In dem Bau, den sie sich gründlich vornehmen, gab es einen kleinen Brunnen, der ständig bis zu einer Markierung gefüllt war und sich automatisch wieder auffüllte, wenn man Wasser wegnahm.

Whiss nutzte die Gelegenheit, jeden einzelnen Winkel in dem düsteren Gebäude unter die Lupe zu nehmen.

Sie entdeckten kein Lebewesen.

»Die Nomaden sind ausgeflogen…« murmelte Tayaa.

»Dann gibt es einen Grund«, überlegte Hellmark und mußte sofort an die Freunde denken. »Sie bringen Arson und Rani zu Vontox.«

»Möglich. Wenn sie sich einen Vorteil davon versprechen – sicher. Vontox ist großzügig, wenn er merkt, daß man ihn unterstützt. Daß er im gleichen Atemzug auch die, die er jetzt noch als Freunde bezeichnet, im nächsten Moment als Opfer hinrichten läßt, wenn es in seine Pläne paßt – das ist sein Art. Was ich jetzt sage, mag sich seltsam anhören, Mann mit dem Schwert… Aber für die Leere dieser Wüstenstadt gibt es nur eine einzige Erklärung: es hat eine Hinrichtung stattgefunden, eine Hinrichtung in einem Ausmaß, wie du sie dir nicht vorstellen kannst. Vontox ist aktiv geworden, nachdem er lange Zeit, die mit meiner nicht endenwollenden Gefangenschaft zusammenfiel, Ruhe hielt. Dies ist noch ein Geheimnis, das ich zu ergründen versuche, um…«

Da war plötzlich der Schrei.

Er kam von außen, riß Tayaa förmlich die Worte von den Lippen und ging ihnen durch Mark und Bein.

Tayaas Amazone!

*

Tayaa warf sich herum.

Björn reagierte gleichzeitig, während Whiss, der den Schrei ebenfalls vernommen hatte, aus dem obersten Stock herunterfegte und wie ein Blitz durch die Luft wirbelte.

Da waren Tayaa und Björn schon an der Vorhangtür.

Das sackartige Tuch war ganz auf die Seite geschoben. Direkt über dem Türeingang steckte ein Pfeil, der von der Amazone abgeschossen worden war und noch zitterte.

In der Wüstenstadt war das Grauen erwacht.

Tayaa, Whiss und Björn, die an der Türschwelle des Baues auftauchten, glaubten, ihren Augen nicht trauen zu können.

Überall zwischen den Gebäuden wimmelte es von kahlen, grau-

braunen Bäumen, die wie Ungetüme aus dem weichen Sand krochen, in dem sie sich zuvor versteckt hatten!

Die unheimlichen lebenden Bäume hatten ihnen aufgelauert und waren über ihre Annäherung informiert!

Und nun griffen sie an.

Tayas Amazone war das erste Opfer. Und die Art und Weise, wie sie ihnen anheimfiel, zeigte Björn, mit wem sie es zu tun hatten.

»Die Seelenfresser!«

Die Amazone war von kräftigen Ästen umfangen, die sie wie klauenartige Hände festhielten.

Vom Körper der Vogel-Kriegerin löste sich ein fahler Schemen, der genau ihrem Aussehen, ihrer Gestalt entsprach.

Die Vogelfrau kippte nach vorn, taumelte zwei, drei Schritte auf die wie gelähmt stehenden Beobachter zu und fiel dann in den weichen, graubraunen Sand. Sie war völlig ausgelaugt. Das Leben steckte in dem unheimlichen, knorrigen Baum.

Nur zwei, drei Sekunden hatte das furchtbare Schauspiel gedauert.

Von der Seite her schoben sich die grotesken, wie auf dicken, gekappten Wurzeln wandernden Bäume auf Björn und Tayaa zu.

»Weg von hier!«

Es war Whiss, der schrie. Mit seinen Para-Noppen konnte er nichts ausrichten. Er packte Hellmark am Haar und versuchte ihn in die Höhe zu ziehen. Bei dieser Absicht blieb es. »Ich bin nicht Tweik, verdammt, wo bleibt der Kerl?!«

Whiss blickte sich gehetzt um. Tweik hatte es sich auf einem Nachbar-Bau bequem gemacht. Mit ausgebreiteten Flügeln lag er auf der leicht zurückgeneigten Behausung, hatte die Augen geschlossen und schien vor sich hinzudösen. Der Flug hatte ihn angestrengt, nun sammelte er neue Kräfte. Was um ihn herum vorging, begriff er entweder nicht oder bekam es gar nicht mit.

Die Wege zwischen den einzelnen Bauten waren verstopft. Die knorrigen, alten Bäume mit den gekappten Stämmen, die oben in einem fast quadratisch anmutenden Schädel endeten, schnitten ihnen den Fluchtweg ab…

Da wurde Tayaa gepackt.

Zwei, drei klauenartige Äste schnellten auf sie zu wie Schlangen. Die Vogelfrau wurde auf die Seite gerissen.

Für Hellmark gab es in dieser Sekunden nur eins: kämpfen! Egal wie…

Sein Schwert stieß nach vorn.

Er versetzte den Hieb jenem Baum, der die um sich schlagende Tayaa umklammerte.

Das Schwert des Toten Gottes verfehlte seine Kraft nicht. Die Spitze bohrte sich tief in den harten Stamm, als wäre er weich wie

Butter.

Die schwarzen, verästelten Klauen ruckten in die Höhe, ließen Tayaa los, die ihre Chance sofort ergriff, sich abstieß und in die Höhe schnellte.

Krachend stürzte der kahle Baum in sich zusammen. Er knickte ein, als hätte man ihn umgehackt.

Seine Äste streiften den termitenähnlichen Bau, kratzten die glasharte Oberfläche auf, und ein häßlicher Quietschton hallte durch die Dämmerung.

Ein verwaschener Schemen glitt aus dem zusammenbrechenden Baum. Das ›Leben‹, das dieses Exemplar in sich eingesaugt hatte, floh!

Eine zehntel Sekunde sah Hellmark die helle, geisterhafte Erscheinung. Sie war in etwa menschenähnlich. Der Kopf lief spitz, insektenartig zu, und Björn begriff, daß es sich bei dieser ›Seele‹ um die eines Bewohners dieser Wüstenzone handelte.

Viel Zeit zum Nachdenken blieb ihm nicht.

Er fühlte einen Druck, noch ehe er dazu kam, einen zweiten Hieb auszuführen.

Er wurde herumgerissen. Wie ein Stahlband legte sich etwas um seine Brust.

Die knorrigen Krallen eines Seelenfressers…

*

Hellmark blieb die Luft weg.

Eisige Kälte fuhr ihm in die Glieder und krallte sich in sein Hirn.

Er fühlte sich unfähig, sein Schwert in die Höhe zu ziehen und gegen den Angreifer zu richten.

Schwäche… Leere… etwas wich aus seinem Körper und…

Da… ein ungeheurer Ruck!

Hellmark wurden die Beine unterm Leib weggerissen.

Die harten Äste schlitzten sein Hemd auf und ritzten seine Haut. Warm sickerte Blut aus den Schürfwunden, das über Brust, Bauch und Oberschenkel lief.

Doch das Gefühl der Schwäche und Kälte wich sofort.

Der vampirische Seelenfresser wurde daran gehindert, sein schauriges Mahl zu halten.

Das Leben, das bereits aus Hellmarks Körper zu fliehen drohte, kehrte nochmal zurück.

Tayaa!

Nun war sie es, die ihn aus gefährlichster Situation befreite, die mit kraftvollen Flügelschlägen in die Höhe strebte, um den nach ihnen greifenden Bäumen zu entkommen.

Die Vogelfrau umklammerte ihn. Whiss hielt sich in Tayaas

dichtem Haar fest.

Sie starrten in die Tiefe. Was sie sahen, glich einer Szene aus einem Alptraum.

Mehrere hundert Bäume verstopften die engen Gassen und Pfade zwischen den verlassenen Behausungen, und es wurden immer noch mehr Seelenfresser, die sich aus dem Wüstensand wie bizarre Lebewesen gruben.

Und bei diesen Aktivitäten wurde Tayaa, Björn und Whiss auch bewußt, wohin die Bewohner der Wüstenstadt gegangen waren. Nein – wie waren nicht freiwillig davongegangen. Sie waren ausgesaugt worden – wie Tayaas Amazone!

Ihre entseelten Leiber waren in den Sand eingebuddelt worden, um sie vor den Augen der Ankömmlinge, die von den Seelenfressern registriert worden waren, zu verbergen.

Hellmarks Herz wurde schwer.

Wenn Arson und Rani sich zum Zeitpunkt des Überfalls der Seelenfresser hier in diesem Dorf befunden hatten, dann waren auch sie nicht mehr am Leben, dann lagen ihre Leichen irgendwo in dem fremden, weichen Sand einer unfaßlichen Welt, und ihre Seelen lebten in den Bäumen weiter…

*

Tayaa gab einen Pfiff von sich.

Tweik, der noch immer auf dem geneigten Dach eines Wüstenhauses lag, schlug die Augen auf, sah den Schatten über sich kreisen und schnellte wie von einem Peitschenschlag getroffen in die Höhe.

»Alles in Ordnung?« fragte Tayaa besorgt und musterte Hellmark, den sie fest umklammert hielt, und Björn fragte sich, woher sie die Kraft nahm, sein Gewicht so lange zu tragen.

»Ja…«

»Keine Verletzung?«

»Nein.«

»Vielen Dank, Mann mit dem Schwert.«

»Wofür?« fragte Björn, ohne den Blick von dem Gewimmel unter ihnen zu nehmen.

Die Wüste war zu einem einzigen, kahlen Wald geworden. Die Seelenfresser setzten sich auf dem weichen Untergrund schaukelnd in Bewegung.

»Dafür«, antwortete Tayaa auf Björns Frage, »daß du mir das Leben gerettet hast…«

Hellmark hob den Kopf, während er automatisch auf den Sattel glitt, als Tweik, der Flugreiter, geschickt unter ihm auftauchte. »Ich

habe dir mein Leben zu verdanken, Tayaa. Ohne dich – hätte ich keine Chance gehabt…«

»Es war ein Versuch, ein harter Vorstoß. Ich wollte dir nicht wehtun…«

»Was haben sie nur vor?« sinnierte Björn halblaut und beugte sich nach vorn, um besser sehen zu können.

Die Seelenfresser schienen jetzt, nachdem sie erkannt hatten, daß die Beute ihnen entgangen war, jegliches Interesse an ihnen verloren zu haben. Sie setzten ihren Marsch fort, ein riesiger, wandelnder Wald unter ihnen, der der offenen Wüste zustrebte.

»Arson!« brüllte da eine Stimme in Hellmarks Ohr. »Da unten – ist Arson!« rief Whiss.

*

Whiss' scharfe Augen hatten die Bewegung in der dunstigen, durch den Marsch der Seelenfresser von Sand durchsetzten Luft, zuerst erspäht.

Nun waren auch Björn und Tayaa darauf aufmerksam geworden.

Sie sahen die silbern schimmernde Gestalt, die aus einer Öffnung in einer der Behausungen kroch, sich fest auf das Dach preßte und den Davonstampfenden nachbückte.

Tayaa und Tweik ließen sich in die Tiefe gleiten.

Arson lag schweratmend auf dem Dach und klammerte sich mit beiden Händen an einen Fenstervorsprung, um nicht in die Tiefe zu stürzen.

Aus dem kleinen Loch im Dach stieß wie eine züngelnde Schlange ein Astarm hervor und versuchte Arson zu greifen.

Der Mann mit der Silberhaut schien genau zu wissen, was ihn erwartete, wenn es zu der Berührung kam. Sie bedeutete den Tod, aber Arson zog die Ungewißheit eines anderen Schicksals vor.

Er ließ einfach los, rutschte über das geneigte Dach und riskierte offenbar den Sturz in den weichen Sand. Wenn er dort ankam, würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als hineinzulaufen in die Fremde, in der Hoffnung, sich sonst irgendwo zu verstecken.

Im Sturzflug ließ Hellmark Tweik in die Tiefe fallen. Der Flugreiter schien genau zu begreifen, worum es ging.

Hellmark preßte die Schenkel fest an die Seiten des Sattels, beugte sich nach vorn und griff nach Arson, der noch etwa vier Meter vom Boden entfernt war.

Der erste Versuch war gleich erfolgreich.

Björn konnte Arson auf den Sattel ziehen.

Der Mann starrte den Freund aus Marlos an wie einen Geist.

»Eigentlich habe ich bisher nie an Wunder geglaubt«, sagte er

verwirrt. »Aber bei dir – ist wirklich überhaupt nichts ausgeschlossen…«

*

Tweik umrundete zweimal in niedriger Höhe den Bau, in dem Arson sich versteckt gehalten hatte.

Ein Seelenfresser mittlerer Größe, der den Mann mit der Silberhaut darin aufgestöbert hatte, kam heraus und zog hinter den anderen, die inzwischen am Firmament verschwunden waren, nach.

Wo Arson war, mußte auch Rani sein! Daß es anders sein könnte, wollte Björn nicht glauben…

»Tut mir leid, daß ich dich enttäuschen muß«, sagte Arson, noch ehe Hellmark eine diesbezügliche Frage gestellt hatte. »Ich weiß genausowenig über Rani wie du…« Und dann erzählte Arson, wie es ihm nach dem betäubenden Blütenduft ergangen war.

Als der Mann mit der Silberhaut erwachte, stellte er fest, daß er in einem Netz abtransportiert wurde. Es waren die Wüstenbewohner, die ihn gefunden hatten. Er beschrieb sie als mannsgroß und insektenähnlich.

Arson wußte nicht, wie er in die Hände dieses ziehenden Volkes geraten war. Er kam in die Wüstenstadt, wurde in ein Haus gebracht und einfach zurückgelassen, als draußen Unruhe entstand.

Arson vermutete, daß vielleicht Rani Mahay oder Björn Hellmark, den er ebenfalls in den Händen der Wüstenbewohner vermutete, vielleicht einen Fluchtversuch unternommen hätten.

»Es kann nur Rani gewesen sein«, warf Björn ein, der seinerseits berichtete, in welche Situation er geraten war.

»Es war das Auftauchen von etwas Unbekanntem – das Gefühl des Todes und des Sterbens lag plötzlich in der Luft… Da ich unbeaufsichtigt war, bereitete es mir keinerlei Schwierigkeiten, das Netz zu zerreißen und herauszukriechen. Vom Eingang der Behausung aus konnte ich sehen, was in den Straßen und vor den Bauten vorging. Ich glaubte zu träumen…«

Er beschrieb, wie die Wüstenbewohner den Bäumen entgegengingen, wie sie sich wie Lemminge in selbstmörderischer Absicht in die verästelten Arme der Seelenfresser warfen. Die fehlen Schemen ihrer Körper klebten sekundenlang wie leuchtende Ebenbilder an den Stämmen, die plötzlich zu leben anfingen. Dies bedeutete: die Bäume waren davor tot und starr gewesen und hatten sich nicht bewegen können. Sie waren ein Teil dieser Wüstenstadt gewesen, in der, eingegraben in den Sand, alle ursprünglichen Bewohner zurückblieben.

Arson war lange Zeit unentdeckt. Durch eine unvorsichtige

Bewegung machte er auf sich aufmerksam, und ein Seelenfresser kam, um auch ihm den Garaus zu machen. Arson lief sämtliche Treppen nach oben, bis unter das Dach des Hauses, in dem er sich versteckt hatte, und entschloß sich dazu, durch das oberste Fensterloch hinauszukriechen, um seinem Widersacher zu entkommen.

Was aus Rani geworden war, wußte er nicht…

Sie mußten davon ausgehen, daß der Inder ebenfalls ein Gefangener der Wüstenstadt-Bewohner war, daß er vielleicht noch in einer der Behausungen lag, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

»Wenn er da ist«, sagte Björn ernst, »dann werden wir ihn auch finden…«

Es war eine Sisyphusarbeit. Aber vor der scheuten sie nicht zurück. Sie nahmen sich jeden einzelnen Bau vor. Am schnellsten kam noch Whiss voran. Er war der schnellste. Zuletzt mußten sie einsehen, daß ihre Anstrengung vergeblich war.

Sie waren erschöpft und durstig und tranken aus den angelegten Quellen, nachdem Tayaa mit gutem Beispiel voranging und behauptete, daß das Wasser genießbar war.

Sie gönnten sich nur eine kurze Pause. Dann setzten sie ihren Weg fort.

Tweik verdrehte die Augen, als er merkte, daß er – da er der einzige Flugreiter war, der zur Verfügung stand – sowohl Hellmark als auch Arson tragen mußte. Er gab einen Knurrlaut von sich und erhob sich dann in die Lüfte. Seine Flügelschläge erfolgten ruhig, kraftvoll und gleichmäßig.

Tayaa flog dicht neben ihnen her.

»Die Richtung, die sie eingeschlagen haben«, meinte sie mal und unterbrach damit eine lange Periode des Schweigens, »weist darauf hin, daß sie sich dem ›Verlorenen Thron‹ nähern. Was sie dort wollen, begreife ich nicht *ganz*. Es gibt allerdings einen Verdacht…«

»Und was für einer ist das?« hakte Björn nach, als Tayaa nicht weitersprach.

»Daß Vontox hinter allem steckt, daß er seinem Ziel zur Alleinherrschaft näher ist, als wir annehmen können, und er bereit ist, den letzten Schritt zu gehen und das Ritual auf dem Thron zu vollziehen. Obwohl er damit gegen ein ehernes Gesetz verstößt. Die Überlieferung besagt, daß – wenn das Böse Besitz vom Verlorenen Thron ergreift – die Götter zürnen werden. Dies würde Lemurias Untergang bedeuten…«

*

»Nur so«, antwortete Björn daraufhin, »kann ich mir auch das Ende

einer Mission vorstellen, die als der 12. Weg in die Dimension des Grauens zu einem meiner Lebensschicksale geworden ist. Die Seelenfresser heißt es zu vernichten… ich sehe keinen Weg. Vielleicht können wir acht oder zehn oder zwölf auslöschen, aber das Gros dann wird uns vernichten…«

Trotz der trüben Gedanken, die sie beschäftigten, war es abermals Tayaa, die das erlösende Wort sprach und Optimismus zeigte. »Noch ist nicht aller Tage abend, noch habe ich die Chance, vielleicht doch vor Vontox den Verlorenen Thron einzunehmen…« Sie beließ es bei dieser Andeutung und war nicht bereit, mehr auszuführen, um keine falschen Hoffnungen zu wecken…

*

Sie überflogen ein riesiges Gebiet, in dem die kahlen, blattlosen Bäume wuchsen. Doch sie bewegten sich nicht und schienen mit ihren Wurzeln fest in Lemurias Boden verankert.

Die aus der Wüstenstadt gekommen waren, bewegten sich mit ausholenden Schritten durch die steppenartige Landschaft, in die die Wüstenregion übergegangen war.

Tausende von Seelenfressern waren in Aktion, noch mal Tausende warteten auf die Chance, Leben aufsaugen zu können…

Hier ging etwas vor! Tayaa hatte es richtig erkannt. Und genau zu dem Zeitpunkt, da sich etwas veränderte, waren sie hier eingedrungen.

An einer uneinsehbaren Stelle hinter einem großen Erdhügel, aus dem mächtige, klobige Steine ragten, setzten sie zur Landung an.

Das Glühen aus dem Krater eines nahen Vulkans verstärkte den Eindruck des Außergewöhnlichen und Gespenstischen.

Tayaa deutete in das Halbdunkel, das jenseits des Erdhügels begann.

»Zwischen den Schatten befindet sich der Zugang zum Verlorenen Thron. Ich weiß, daß du selbst dort gewesen sein mußt, um deine Aufgabe zu erfüllen. Gib mir die Gelegenheit, die Zeit zu nutzen, das Ritual durchzuführen – und ich werde dir danach den Zugang zum Thron eröffnen. Doch bis dahin muß ich allein sein. Wacht, seid auf der Hut, behaltet die Seelenfresser im Auge, die bald hier eintreffen werden!«

Die Freunde gingen auf Tayaas Vorschlag ein.

Björn erklomm den Erdhügel, um die anrückenden Seelenfresser im Auge zu behalten. Aus dem Vulkankrater erscholl ein dumpfes, gefährlich klingendes Grollen. Feuerschein spiegelte sich am düsteren Himmel.

Hellmark sah die unheimlichen Bäume, die hier in der Ebene,

direkt vor ihm, wirklich aussahen wie gespenstisch verformte Menschen – Menschen, die zu Bäumen geworden waren! Ohne viel Phantasie konnte man Arme und Beine erkennen und den kantigen Schädel, in dem Augen wie Kohlen glühten, sobald die Bäume mit Leben erfüllt waren.

Doch – was war das?

Da lief jemand, völlig außer Atem, direkt auf den Erdhügel zu! Sie floh vor den anrückenden Seelenfressern – und geriet in diesem Moment in die Nähe eines kahlen Baumes, der starr und reglos in der Landschaft stand… Aber im nächsten Moment zu gespenstischem Leben erwachte!

Eine junge Frau, nur mit einem dünnen Neglige bekleidet, rannte direkt auf ihn zu, konnte ihn aber nicht sehen und konnte nichts von ihm wissen…

Da streckte sich ein Arm des noch verwachsenen Baumes nach ihr aus und hielt sie fest.

Ein spitzer Schrei hallte durch das ewige Halbdunkel dieser seltsamen, in eine andere Dimension versetzten Welt.

Die Frau wurde festgehalten, ihr fahles, wie eine Erscheinung schimmerndes Ebenbild entstand in dem Moment, als Björn Hellmark, alle Vorsicht außer acht lassend, das Schwert emporriß, vom Hügel sprang und auf Seelenfresser und die unbekannte Menschenfrau losstürmte!

Die Frau war Dona Jeffers, aber das wußte er nicht…

*

Die Vogelfrau ging stolz und hochaufgerichtet in den Schatten.

Tayaa bot ein Bild höchster Konzentration, sie schien alles, was hinter ihr lag, vergessen zu haben.

Sie hatte nur noch Sinn für das, was jetzt zu tun war.

Die Tatsache, daß sie ohne besondere Schwierigkeiten zum Thron gekommen war, erfüllte sie mit Hoffnung, daß offenbar auch ein Mann wie Vontox seine Schwierigkeiten hatte, mit den Zeichen der neuen Zeit fertig zu werden.

Tayaa spürte den Schatten beinahe körperlich. Er war ein Spiegelbild jenes Erdhügels, hinter dem sie ihre Begleiter zurückgelassen hatte. Doch dieser schattige Erdhügel war unstofflich, war wie eine Projektion aus der Dunkelheit.

In der flimmernden Luft, die wie ein großes, aus ihrem Blickfeld nicht überschaubares Tier zu atmen schien, zeigten sich die Umrisse eines Objekts, das mitten im Schatten schwebte und den Boden nicht berührte.

Mit jedem Schritt, den Tayaa näher kam, konnte sie dieses Etwas

besser erkennen.

Der Verlorene Thron!

Nur entfernt hatte er Ähnlichkeit mit einem Thron im menschlichen Sinn.

Er sah aus wie eine breite Spirale, die sich langsam um sich selbst drehte.

Ein Schritt weiter nach vorn, und Tayaa wurde in den körperlich spürbaren Schatten gedreht und verschwand.

Im gleichen Augenblick, als der Thron sie vollkommen aufnahm, durchdrang das schwarze Licht sie ganz. Bilder und Kräfte von ungeheurer Klarheit und Farbigkeit stiegen in ihr auf.

Tayaa versank in tiefe Trance…

*

Seine Entscheidung rettete ihr das Leben.

Björns Schwert drang tief in den Stamm. Die Geister-Erscheinung von Dona Jeffers' Körper flackerte einen Moment. Der Schemen und ihr richtiger Körper waren noch voneinander getrennt – und eine Sekunde schien es, als wollten sich beide nicht mehr miteinander verbinden. Der stoffliche Leib kippte Hellmark entgegen. Die Augen der eiskalten, leblosen Frau waren weit aufgerissen.

Plötzlich lief ein Zittern durch den Schemen-Körper. Er näherte sich wieder dem stofflichen – und dann verschmolzen beide miteinander. Schlagartig kehrten Leben und Wärme in Dona Jeffers zurück, während der getroffene Baum ächzend zusammenfiel.

Die Frau blickte verwirrt auf Björn und schien im ersten Moment nicht zu begreifen, was sich ereignet hatte – dann ruckte ihr Kopf herum, und ein leises Stöhnen drang über ihre Lippen, als sie das Heer der wandernden Bäume sah, die die Steppe durchquerten und direkt auf sie zukamen.

»Wir müssen fliehen«, stieß Dona Jeffers hervor. »Aber wohin… o mein Gott, warum hat Bill mich nur hierher gebracht?«

Gehetzt blickte sie sich um, ihr Herz klopfte wie rasend, und ihr Gesicht war schweißbedeckt.

»Wir werden es schaffen«, sagte Björn. Seine Stimme klang fest, obwohl auch er nicht wußte, wie sie es bewerkstelligen konnten, lebend aus dieser verfahrenen Situation zu kommen.

»Nicht ihr – sondern ich werde es schaffen«, sagte da eine kalte, spöttisch klingende Stimme hinter ihm. Hellmarks Kopf flog herum.

Vor ihm stand – ein dunkelhaariger Junge. Er trug einen weißen Anzug, und neben ihm stand Rani Mahay!

Aber Rani – war nicht frei…

Er war gefesselt, wirkte erschöpft und matt. Er stand vor einem

sackartigen Vorhang, der den Eingang einer primitiven, nur aus drei Bretterwänden bestehenden Hütte zwischen dem felsigen Erdhügel bedeckte.

»Ich habe die ganze Zeit über darauf hingearbeitet, dich in meine Hände zu bekommen«, fuhr der Junge fort. »Ich konnte machen, was ich wollte, aber es ist mir nicht gelungen, die Falle zuschnappen zu lassen. Ich habe Harrison geschickt und Doal getötet. Das schuf Verwirrung und Unruhe. Ich habe Bill Jeffers noch mal zurückgeschickt und als Untoten wirken lassen… es hat nicht vermocht, daß du auf meine Fährte gestoßen bist. Und nun bist du doch da! Anders, als ich es geplant habe. Aber das bleibt sich egal. Wichtig ist, daß du in meine Hände gefallen bist und ich damit ein Versprechen einlösen kann. Quasi im letzten Augenblick… Die Mächte, derer ich mich bediene und denen ich verantwortlich bin, äußern hin und wieder einen Wunsch. Diesmal warst du dieser Wunsch gewesen, Björn Hellmark.«

Das Lachen aus dem Mund des Knaben klang teuflisch.

»Das ist Vontox, Björn…«, schaltete sich Rani Mahay ein. »Laß dich von seinem Äußeren nicht täuschen. Als er noch mit Shoam zusammenlebte, hieß er Sarash. Das ist der Pflegesohn des Gurus. Er hat eine Natter großgezogen, ohne es zu bemerken. Vontox ist so alt wie die Welt. Aber von Fall zu Fall – um seine Unsterblichkeit gewissermaßen zu erneuern – ist es notwendig, daß er in der Welt, in der er geboren wurde, einkehrt in den Leib eines Neugeborenen. Hier regeneriert sich seine Fähigkeit, dann einen erneuten Zyklus seiner Herrschaft auf Lemuria zu beginnen. Und in zwei- oder dreitausend Jahren oder früher oder später wird wieder mal auf der Erde ein Junge oder ein Mädchen geboren, das Vontox' Lebenskeim in sich trägt. Dies alles, Björn, habe ich im Gespräch mit ihm erkannt. Ich habe mich nicht von seiner jungenhaften Maske täuschen lassen. Er ist ein gefährliches Monster, dem man noch Mitleid und Zuneigung entgegenbringt, der die Gefühle der Menschen schamlos ausnutzt.

Ich fiel ihm in die Hände, als ich aus der Wüstenstadt geflohen war, um nach Arson und dir Ausschau zu halten. Ich habe instinktiv die Nähe der Bäume gemieden, das hat mir das Leben gerettet… Aber ich frage mich, ob diese Vorsicht einen Sinn hatte. Denn ihm in die Hände zu fallen, ist weitaus schlimmer gewesen. Er macht alle zu Sklaven, Björn… ich habe sie gefunden, die vierzehn Verschollenen aus New York. Es sind nur noch dreizehn, auch Patrick befindet sich darunter. Hinter mir in der Hütte… sitzen sie alle, Opfer Vontox', der noch mehr mit ihnen im Schild führt…«

»Ja! Ihre Anwesenheit hier ist zunächst nur eine Episode, ein Schutz für sie und mich, um ihr Leben zu erhalten. Ist das nicht großartig von mir?« fügte Vontox in Sarashs Gestalt spöttisch hinzu.

»Die wahre Aufgabe derer, die ich entführt habe, die mein Herrschaftszeichen anerkennen, steht noch bevor. Es ist mir gelungen, die Seelenfresser zu Freunden zu machen. Ich möchte diese Freunde auch in der Welt haben, in der einst meine Wiege stand. Nach und nach werden in verschiedenen Städten der Welt Menschen auftauchen, die keine Menschen mehr sind… Sie sind Untote, und das Lebensmuster der Seelenfresser ist in ihnen verankert. Sie werden Leben saugen wie Vampire und sich verkapseln wie die Bäume, die steif und bewegungslos am Straßenrand stehen. Einer ist als Wächter bereits drüben: Bill Jeffers… oder sagen wir besser das, was von Bill Jeffers übrig geblieben ist. In New York, wo Shoam und Sarash einst lebten, wird es einige erstaunliche Dinge geben. Es werden plötzlich Bäume wachsen, die nach den Passanten greifen und ihnen das Leben aussaugen – und jene, die ausgesaugt wurden, haben den unauslöschbaren Trieb nach anderem Leben, um sich wieder damit zu füllen. Eine Kettenreaktion wird eintreten…«

Mosaiksteinchen fügte sich an Mosaiksteinchen, und ein klar erkennbares Bild entstand.

Zwischen Hellmark und Mahay wurde ein kurzer Blick gewechselt. Die beiden Freunde verstanden sich, ohne ein Wort miteinander zu wechseln.

Ranis Augen sagten genug.

Töte ihn! Zögere keine Sekunde! schien der Inder ihm sagen zu wollen.

Laß dich von seiner äußeren Erscheinung nicht täuschen. Er ist eine Bestie in Menschengestalt.

Daß Rani Mahay in Vontox’ Gefangenschaft geraten war, zeigte, daß der Inder weder mit der Dämonenmaske, noch mit dem Auge des Schwarzen Manja noch mit seiner Fähigkeit, einen Feind willensmäßig zu beeinflussen, etwas erreicht hatte. Bei Vontox waren diese Hilfsmittel und Fähigkeiten voll abgeprallt.

Hellmark reagierte schnell. Und doch nicht schnell genug.

Sarash riß sein Hemd auseinander, noch ehe Björn Hellmark einen einzigen Schritt nach vorn getan hatte.

Der Herr von Marlos schloß geblendet die Augen und prallte wie vor einer unsichtbaren Mauer zurück.

Das magische Todeszeichen auf Vontox’ Brust leuchtete wie eine explodierende Sonne und schien in Hellmarks Hirn einzudringen. Das Muster dieses Symbols schien sich tausendfach gebrochen und spiegelnd in den hintersten Winkeln seines Bewußtseins festzusetzen.

Hellmark taumelte, ging auf die Knie herab und sein Kopf sank auf die Brust.

»Wen ich bezwingen will, den kann ich bezwingen«, stieß Vontox triumphierend hervor. Dies geschah nicht mit der zarten, hellen

Stimme eines Jungen, den er darstellte, sondern mit rauher, tiefer, bösartig klingender Stimme. »Nichts und niemand kann mich aufhalten. Ich habe mich entschieden, die Bewohner der Wüstenstadt zu vernichten, um den Seelenfressern Leben zu gewährleisten. Er wird ein neuer Anfang sein – mit diesem Wald des Grauens leite ich eine neue Ära der Herrschaft und der Macht ein.«

Björn vernahm die Stimme wie aus weiter Ferne.

Das Todeszeichen, das auf Sarashs Brust prangte, warf ihn zu Boden wie ein Schwerthieb.

Etwas versuchte in ihn einzudringen. Er wehrte sich mit aller Kraft dagegen und rutschte weiter nach vorn, während Dona Jeffers wie gelähmt neben ihm stand und ebenfalls das Symbol auf der Brust sah. Oberhalb von Dona Jeffers' Nasenwurzel begann ein heller Fleck zu leuchten.

Sie geriet unter Sarashs Kontrolle, während Hellmark sich noch dagegen wehrte und den, der den Zwang ausübte, zu erreichen hoffte…

Sarashs Worte waren kaum verklungen, als es im Krater jenseits der Steppe furchterregend zu rumoren begann. Eine Feuerfontäne stieg in die Höhe.

Der Vulkan brach aus!

*

Der Ausbruch erfolgte mit ungeheurem Krachen und Bersten. Ein Vibrieren lief durch den Boden, der Himmel war in blutroten Schein getaucht, und in dem Glühen erlosch Sarashs Todeszeichen.

Das Ereignis trat mit der Urgewalt des Werdens ein, und in seiner Unerwartetheit traf es sie alle.

Gewaltige, unvorstellbare Lavamassen wälzten sich den Berg hinunter und ergossen sich in die Steppe.

Die Bäume!

Die noch fest verwurzelt waren, erwischte es zuerst. Wie überdimensionale Fackeln begannen sie zu lodern. Bäume, die bereits Leben gesaugt hatten, versuchten dem Feuer zu entkommen. Doch die Lava und die Flammen, die an den kahlen Ästen entlangsprangen und sie entzündeten, waren schneller.

Die Flammen fraßen sich im Nu in das trockene Holz. Viele Seelenfresser beschleunigten ihre Gangart und versuchten dem Lavasee zu entkommen, der erschreckend schnell größer wurde und die ganze Ebene vor und hinter dem grotesken Erdhügel zu überfluten drohte.

Sarashs gab einen Schrei von sich.

Er sah seine Pläne zunichte werden.

Dies war kein Zufall! Der Vulkan war nicht, auf natürliche Weise ausgebrochen, da steckte etwas dahinter.

Tayaa!

Die Vogelfrau tauchte auf der oberen Spitze des Erdhügels auf wie ein Racheengel.

»Dies, Vontox – ist meine Stunde!« rief sie mit lauter, klarer Stimme. »Diesmal war ich schneller und hab meine Chance genützt!«

Noch ehe Hellmark, Rani Mahay, Whiss und Arson verstanden, was hier gespielt wurde, zog Sarashs alias Vontox die Konsequenzen aus der völlig veränderten Situation.

Hellmark sprang noch nach vorn. Da brach der Junge schon zusammen.

Einen Moment glaubte der Herr von Marlos, daß sich in den Rauch, den Feuerschein und den Dampf, der über den blubbernden Feuerseen lag, etwas hineinkatapultierte. Er vernahm ein leises Rauschen, es hörte sich an, als ob ein großer, unsichtbarer Vogel davonfliegen würde.

Der Eindruck eines Schattens streifte Hellmarks Gesicht, dann war es vorbei.

Björn kniete vor dem reglosen Jungen. Der Körper war eiskalt und ließ sich bewegen wie eine Marionette, die man die Fäden durchgeschnitten hatte.

Sarash, Vontox' Wirtskörper, enthielt kein Leben mehr. Es war geflohen.

Tayaa landete mit sanfter Bewegung neben Björn Hellmark.

»Das wollte ich verhindern, aber ich hatte nur einen Wunsch frei…«

»Einen – Wunsch?« fragte er, ohne zu verstehen, was sie damit meinte.

»Durch den Verlorenen Thron, der ein Geschenk der Götter an die Herrscher von Lemuria war. In seinem Zeichen sollten sie Einheit und Frieden bewahren. Als mich die Schatten des Thrones umhüllten, begriff ich, daß ich die Gefahr, die uns unmittelbar bedrohte, beherrschen konnte. Die Seelenfresser fürchten nichts so sehr wie das Feuer. Ich befahl dem Vulkan, seine Lavaströme in das Tal zu schicken, die Bäume zu Asche zu verbrennen und uns vor der Feuersbrunst zu verschonen.«

So kam es.

Der Erdhügel wurde zu ihrem Rettungs-Eiland.

Rani Mahay wurde von seinen Fesseln befreit. Er seinerseits half mit, die noch verwirrten anderen Gefangenen Sarashs aus der Hütte zu holen.

Auf dem Erdhügel beobachteten sie das schaurig-schöne Geschehen, das sich rings um sie abspielte und sie nicht direkt in

Mitleidenschaft zog.

Die Ebene war ein einziges, rotglühendes Feuermeer, in dem die seelenfressenden Bäume versanken und vergingen. Die Lavamassen erreichten durch ihr schnelles Fließen auch die davonlaufenden Bäume auf der anderen Seite des Erdhügels. Sie verbrannten ebenfalls.

Auch die Hütte, in der sich die dreizehn Männer aus New York aufgehalten hatten, wurde ein Raub der Flammen.

Die Zeit, die die Freunde mit Warten verbrachten, nutzten sie zu ersten notwendigen Gesprächen untereinander und mit den Geretteten.

Waren Richard Patrick und die anderen zwölf Entführten Verlorene, unterstanden sie noch immer dem geheimnisvollen magischen Symbol, das sich in ihre Hirne gefressen hatte?

Dies zu klären, war wichtig, um keine neue Gefahr mit auf die Erde zu bringen.

»Darüber kannst du dir Gewißheit holen. Im Verlorenen Thron, dem Geschenk der Götter an die Menschen von Lemuria«, erfuhr er durch Tayaa.

Und das tat er…

Der Boden, lavabedeckt, war für ihn nicht gangbar. Tweik trug ihn sicher über den gurgelnden See aus flüssigem, kochendem Gestein, und Björn ließ sich vertrauensvoll in den drehenden Spiralschatten gleiten.

Er erlebte das Gefühl endlosen Schwebens, wurde zum Mittelpunkt kraftvoller, farbiger Bilder, die ihm das Werden und Beginnen von Lemuria erzählten, und fühlte die Nähe der unsichtbaren Götter, die in Himmelsschiffen die werdende Erde umkreisten, einen ersten Besuch machten und etwas zurückließen: Den Verlorenen Thron, der nun doch nicht endgültig in Vontox' Hände geraten war. Der Thron war Machtzentrum und Heiliger Ort zugleich. Und er stand allen zur Verfügung. Keiner durfte ihn für sich allein beanspruchen.

Björn spürte eine Macht und Freiheit in sich, wie nie zuvor in seinem Leben. Und er fühlte ein Bekenntnis und einen Hinweis.

Auch du hast einen Wunsch frei, schien es in ihm zu wispern, und es kam ihm vor wie in einem märchenhaften, wunderbaren Traum.

Ein Wunsch… nicht leichtfertig aussprechen, nicht oberflächlich anwenden…

Die Eindrücke und das Gefühl grenzenloser Weite und Freiheit erloschen, als Björn Hellmark aus dem spiralförmig sich drehenden Thron herausgeschoben wurde.

Tweik nahm ihn in Empfang, Tayaa beobachtete ihn wie ihren Augapfel.

Hellmarks Blick schweifte über die rotglühende Weite. So weit das Auge reichte, hatte die glutflüssige Lava die Steppe bedeckt. Von den

Bäumen war nichts mehr zu sehen. Nur hin und wieder schwamm ein aufflammender Ast oder ein Stück Borke auf den Lavaschollen und verging auch noch zu Asche…

»Du hast die rechte Erkenntnis gewonnen?« fragte Tayaa nach seiner Rückkehr.

»Ja«, Hellmarks Stimme klang erleichtert. »Das magische Symbol, das Vontox' Leben beinhaltet und entscheidend für sein Dasein ist, hat sie beeinflußt, aber nicht in seinen Krallen. Wir werden in der Welt, aus der ich komme, sie noch eine Zeitlang beobachten müssen, sie von den anderen trennen… aber dann können sie zurückkehren, wenn ihre Beobachtung positiv verläuft.«

Sie waren bereit zum Aufbruch. Und da kam es noch zu einem Zwischenfall.

Über der glutflüssigen Ebene tauchten Schatten am Himmel auf.

Riesige Vögel näherten sich in raschem Flug.

»Patrouillen-Fliegerinnen«, erkannte Tayaa sofort.

Sie irrte sich nicht. Es waren mehr als hundert. Ein Flugreiter war dabei. Darauf saß Carminia Brado.

Rasch war geklärt, wieso sie hier aufkreuzten.

Nach ihrer Ankunft am Ufer entdeckten sie mehrere Patrouillen-Amazonen, die das Gebiet kontrollierten. Da Carminia glaubhaft machen konnte, Björns engste Vertraute zu sein und eine wichtige Nachricht für ihn zu haben, entschlossen die Amazonen sich, in die Wüstenzone jenseits des Gebirgszugs zu fliegen und Tayaas Spuren zu folgen.

Zwei Botschafterinnen wurden zurückgeschickt und aufgefordert, weitere Flugreiter mitzubringen.

Kurze Zeit später trafen die ein. Mit ihnen wurden die Befreiten über die Lava-Steppe, die Wüstenzone und durch die Schlucht transportiert.

Alle kehrten zum Höhleneingang zurück und ließen die Welt hinter sich, in der Vontox auf rätselhafte Weise aktiv gewesen war und bis jetzt noch immer undurchsichtige Pläne geschmiedet hatte.

Hellmark und seine Begleiter waren glücklich über den Ausgang. Sie hatten ihn so nicht mehr erwartet. Dank Tayaa und dem Verlorenen Thron waren die Seelenfresser beseitigt worden, die offenbar von Vontox dazu auserkoren waren, wie ein Unkraut alle Bereiche dieser Welt zu bedecken.

Es gab auch einige Wermutstropfen trotz des Erfolges.

So wußte niemand, wo sich Vontox aufhielt, und in welcher Gestalt er möglicherweise wieder auftrat.

Unbekannt auch war, woher Sarash alias Vontox den Namen Björn Hellmarks kannte. Irgend jemand mußte ihn erwähnt haben… mit welchen Mächten aus der Welt der Finsternis stand er in Verbindung?

Als sie von den Vogel-Amazonen und Tayaa Abschied nahmen, um durch den Tempelraum zurückzukehren in die Höhle, von dort aus dann zunächst nach Marlos und zurück in die sichtbare Welt New Yorks, da versprach Tayaa Björn Hellmark, sich um die Beantwortung jener drängenden Fragen zu kümmern, soweit sie in der Lage dazu war.

Dazu gehörte auch, weshalb der Guuf-Totenschädel mal im Tempelraum war und ein andermal nicht.

»Ich will es beobachten lassen, Mann mit dem Schwert. Wenn es von Bedeutung für dich ist, werde ich mich wieder bei dir melden und dir im Traum mein Wissen mitteilen. Achte auf deine Träume!«

Sie stießen auf Danielle de Barteaulieé und kehrten dann auf die Insel zurück.

Dona Jeffers und zwölf Vermißte wurden umgehend nach New York verbracht. Hellmark nahm Kontakt mit Muller auf. Der Captain fiel fast aus allen Wolken, als die Verschwundenen wieder auftauchten. Björn redete offen mit dem Mann unter vier Augen und stieß – obwohl es dem Captain schwerfiel – dennoch auf Verständnis und Entgegenkommen.

Die zwölf Zurückgekehrten wurden zur Beobachtung an einen geheim gehaltenen Ort gebracht. Richard Patrick als Kenner der unsichtbaren Insel blieb auf Marlos, und die Freunde ließen ihn nicht unbeobachtet.

Björns Drängen war auch ausschlaggebend dafür, daß der kahle, auf rätselhafte Weise in die 38. Straße geratene Baum vernichtet wurde.

Bill Jeffers war zum beklagenswerten Opfer der Seelenfresser geworden. Als der knorrige Stamm ein Opfer der Flammenwerfer wurde, die man auf ihn richtete, da war es totes Holz, das man vernichtete, auch wenn die Seelen der Ausgesaugten diesem Baum angehörten. Die Menschen, denen das Leben geraubt worden war, existierten nicht mehr.

Björn wußte, daß diese schnelle Entscheidung eine Gefahr beseitigte, die Vontox jederzeit wieder hätte aufkeimen lassen können…

Auf der Insel fand Björn dann endlich die Gelegenheit, mit den Freunden alle Erlebnisse zu erörtern, die jeder einzelne von ihnen hatte.

Bei dieser Gelegenheit hob er noch mal die außergewöhnliche Leistung Tayaas hervor, ohne die sie kaum oder überhaupt nicht zu einem Erfolg gekommen wären.

Carminia gab bei dieser Gelegenheit einige unverständliche Bemerkungen von sich. Sie wurde auf das gefiederte Mädchen – wie sie sich mal ausdrückte – langsam eifersüchtig.

Nach der Besprechung legte sich Hellmark an den Strand, ließ sich die Sonne auf den Bauch brennen und versuchte wegzukommen von den Dingen, die ihn ganz in Anspruch genommen hatten.

Da fiel ein Schatten von der Seite her über sein Gesicht. Er öffnete die Augen und sah Carminia, die sich über ihn beugte und zärtlich ihre Hand über seine Brust gleiten ließ.

»Hallo, Schoko«, lächelte er, »ich…«

Da wurde er stutzig.

Carminias Hände fühlten sich so anders an, weich und flaumig. Wie Federn?

Er richtete sich ruckartig auf und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

»Schoko?« fragte er ungläubig.

»Ja, ich bin's. Ein bißchen verändert, zugegeben. Aber ganz praktisch, wie mir scheint.« Carminia Brado drehte sich wie ein Mannequin im Kreis.

Schultern, Nacken, Oberarme, Unterarme und Hände waren bedeckt mit dichtem Federflaum!

»Wo hast du denn das Kostüm aufgetrieben?« wunderte sich Hellmark.

Er griff nach den Federn, die ihre Hände bedeckten.

»Au! Das ist kein Kostüm – die sind echt. Whiss… hat sie mir verschafft.«

Der kleine Kobold hatte mit seinen Para-Noppen die Fähigkeit, Materie zu verwandeln.

»Er hat aus meiner Haut – einfach Federn werden lassen«, fuhr Carminia ungerührt fort. »Das bringt der ohne besondere Schwierigkeiten fertig, wie du weißt. Alles ist im Fließen, alles ist Schwingung – wie er zu sagen pflegt. Ein paar Elektronen mehr oder weniger, und schon entsteht etwas Neues. Toll, nicht wahr?«

»Toll? Ich finde es abscheulich!«

»Aber Liebster!« säuselte Carminia und schmiegte sich an ihn. »Federn – wunderschöne weiche Federn.«

»Whiss!« brüllte Hellmark lautstark über den Strand. »Komm sofort her, altes Scheusal! Die ganze Sache geht retour und…«

»Es ist sinnlos, daß du ihn rufst«, fiel Carminia ihm ins Wort und kitzelte ihn mit einer Feder an der Nase, daß er niesen mußte. »Er ist irgendwo unterwegs… irgendwo auf der Insel. Und die ist groß. Er wollte mal so richtig ausspannen. Zwei oder drei Tage wollte er wegbleiben.«

»O nein!«

»Und da mußt du zwei oder drei Tage mit einer schön gefiederten Carminia zurecht kommen. Das gefällt dir doch sicher, kann ich mir denken. Wo du auf Federn doch so aus bist…«

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind.

Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mehay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Kafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.